Österreichisch-Ungarische Revue

Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Huber & Lahme Nachfg. Wien I.
Herrengasse 6

37. Band 1909

1. Heft

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesamten Kulturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung der Justiz, Kultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduktion und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Kulturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Als Beigabe bietet sie erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte aller früheren Jahrgänge sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inklusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:
ganzjährig 19 K 20 h; halbjährig 9 K 60 h; vierteljährig 4 K 80 h.

Für die Länder des Weltpostvereines:
ganzjährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:
ganzjährig 25 Francs = 20 Shilling; halbjährig 13 Francs = 10 Shilling 3 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 2 K; für das Ausland 2 Mark = 2·50 Francs.

Zuschriften in allen redaktionellen und administrativen Angelegenheiten werden erbeten unter der Adresse: Huber & Lahme Nachfg., Wien I. Herrengasse 6.

An unsere P. T. Abonnenten!

Nach längerer Unterbrechung, welche durch die redaktionelle und administrative Neugestaltung der Österreichisch-ungarischen Revue verursacht wurde, erscheint von nun an unser Blatt wieder regelmäßig am Anfang eines jeden Monats. Unsere P. T. Abonnenten werden gebeten, auch weiterhin ihre werktätige Unterstützung unserem Blatte angedeihen zu lassen. Treu unserem bisherigen Programm, die Kulturinteressen aller Nationen der Monarchie zu fördern, wollen wir insbesonders unsere ganze Kraft einsetzen zur Verbreitung des Gedankens von der Notwendigkeit des nationalen Friedens in Österreich. Damit glauben wir einer guten Sache zu dienen und so gehen wir vertrauensvoll ans Werk.

Die Redaktion.

Eine österreichische Friedensliga.

Von Dr. Rudolf Stritzko, Wien.

Der diese Zeilen niederschreibt, ist ein guter Österreicher. Eigentlich sind das die meisten von uns, nur wollen sie's nicht immer sagen. Denn der Nationalismus hat seine Barrikaden gebaut und den alten österreichischen Kommunismus zerstört. Und nun stecken sie alle hinter ihren Barrikaden wie hinter uneinnehmbaren Festungen, und schießen aufeinander los und beschimpfen sich und politisieren ins Blitzblaue hinein, sie schreien sich die Kehlen aus, hassen, bedrohen und verdächtigen sich und, da keiner den anderen umbringen kann, berauscht sich jeder an seiner Macht und Größe und bläht sich auf wie ein eitler Pfau. Und wenn sie sich gegenseitig nichts antun können, so fallen sie über den Staat her, einmal die, dann wieder die anderen, sie verweigern dem Staate die Steuern und Rekruten, bringen ganz überflüssigerweise Ministerien zu Fall und weisen blindwütig im Parlament Gesetzesvorlagen zurück, auch solche, die ausschließlich der Wohlfahrt der Menschheit dienen, und ihre Leidenschaften entflammen sich zu einem mächtigen Furioso, das weit über die Grenzen des Reiches hinausschallt in die große, ernste, politische Welt und dort den bevorstehenden Zerfall Österreichs verkündigt.

Und Österreich? Uns ist nicht bang um diesen alten, ehrwürdigen Greis. Wohl hat er schon seinen tausendjährigen Geburtstag hinter sich, aber er ist stark wie ein Mann in den besten Jahren. Er hat schon manchen harten Strauß gekämpft; im Norden und im Süden, im Westen und im Osten mit kampfeslustigen Gegnern seinen Degen gekreuzt, er hat sich mit allen gemessen und stets ehrenvoll sein Schwert geführt, auf seinem alten, breiten Rücken verkünden tiefe

Narben, wie heiß es einmal um ihn herum zugegangen sein mag, als er noch jünger war und mit ihm die ganze Welt. Aber Österreich ist alt geworden, alt und gütig. Und so kann es geschehen, daß seine Kinder, die großen und die kleinen, die älteren und die jüngeren, sich puffen und stoßen und in wilder Zuchtlosigkeit das ganze Haus umstürzen, das ihnen der Alte so wohnlich eingerichtet hat. So mild und gütig ist Österreich. Er duldet's und segnet noch obendrein seine Kinder und er liebt sie. Er ist ein großer Wohltäter. So prächtig und schön hat er alles Land eingerichtet, große und kleine Berge hat er draufgestellt, fruchtbare Ebenen hat er hingebreitet und herrliche Seen hineingelegt, glitzernde Bäche und rauschende Ströme hat er durchgezogen und große Schätze in den Kellern seines Schoßes angehäuft, er hat die Speisekammern gefüllt und fürs Herdfeuer gesorgt, er hat immer geschaffen und gewaltet wie ein gütiger Vater. Und der Kinder wurden immer mehr und sie wuchsen heran, prächtige Buben, gut österreichisch im Herzen und im Kopf.

Aber dann wollten sie auf einmal sich nicht mehr verstehen. Sie sind national geworden. Und da begannen sie plötzlich sich zu schämen, Österreicher zu sein, und kamen sich größer und bedeutender vor, wenn sie als Nationen auftraten. Und so ist es geblieben. Sie verstehen sich gegenseitig nicht, weil sie verschiedene Sprachen reden, aber sie wollen sich auch nicht verstehen und das ist weit schlimmer.

Sie alle ohne Unterschied haben die Sprachenfrage auf ihren nationalen Ehrenschild erhoben und sich die Gewohnheit angeeignet, ihre Sprachenrechte zu national politischer Kraftmessung zu mißbrauchen. Es wäre des Versuches wert, einmal vorurteilslos zu untersuchen, wie oft schon dieses Reich bis in seinen Lebensnerv erschüttert wurde, nur, weil es einigen Heißspornen gefiel, sich im Sprachenkampf die politischen Sporen zu verdienen. Auf diesem heißen Boden Erfolge zu erzielen, ist für keinen schwer, der gewissenlos genug ist, nur an sein Emporkommen zu denken. Ist doch die Verwirrung schon so weit gediehen, daß der gewaltsame Versuch des Einbruches in national fremdes Gebiet sofort die geschlossene Phalanx der gesamten Nation zu seiner wirksamsten Unterstützung vorfindet. Man sollte sicher meinen, daß jede Nation wenigstens über eine Anzahl besonnener Männer verfügen würde, die vor solch ruchlosem Beginnen warnen würden und, wenn es trotzdem dazu kommt, den Mut hätten, es zu verurteilen. Nun, an solchen besonnenen Männern fehlt es gewiß nirgends, aber sie haben nicht

den Mut dazu, den nur allzu oft künstlich aufgepeitschten Sturmwellen des Sprachenkampfes ihre Autorität als Wellenbrecher entgegenzustellen. Sie fürchten, von diesen Wellen sonst verschlungen zu werden und ihren Einfluß und ihre Machtstellung zu verlieren. Kaum, daß sich einer findet, der Einsicht genug hat, sich von diesem Spektakel schweigend fernzuhalten; die meisten stürmen auf derartige Alarmsignale sofort kampflustig in die Arena und schreien sich solange die Hälse aus, bis sie sich in eine wirkliche Erbitterung hineingeschrien haben. Und dann kann kein Gott in dieses Wirrsal Ordnung bringen.

Anstatt nationale Zänkereien, die bei der herrschenden Stimmung sich immer wiederholen werden, zu lokalisieren, sorgt ein wohl organisiertes Netz von Leitungsdrähten für ein promptes Aufflammen der Lichter in allen Gauen des Reiches.

Der Ausflug eines Vereines in fremdes Sprachgebiet kann zur Folge haben, daß das österreichische Parlament sein wichtigstes Recht, dem Staate den Haushalt zu bewilligen, nicht mehr auszuüben vermag.

Wie konnten solche traurige Zustände, die die Dinge geradezu auf den Kopf stellen, zur Ausbildung gelangen?

Im 19. Jahrhundert hat der Nationalismus überall in Europa seinen schönsten und dauerndsten Erfolg errungen. Und die Sprache, als der Verkünder dieser frohen Botschaft und als der beredsame Anwalt aller nationalen Ideen, hat sich dadurch zum äußeren Repräsentanten der Nationen emporgeschwungen. Aber sie tat es und tut es auch heute noch auf andere Weise. Alle Errungenschaften des nationalen Geistes, die Schätze der nationalen Literatur, alle Erzeugnisse nationaler Denk- und Schöpfungskraft werden uns Menschen durch das Mittel der Sprache zugeführt, wir beziehen gewissermaßen all diese Kostbarkeiten aus unserer Nationalsprache und so gelangen wir dazu, in der Sprache den Nährboden zu erblicken, aus dem das Kulturleben der Nation in so reicher Blüte emporsprießt. Zudem lieben wir unsere Sprache auch noch mit kindlichem Gefühle. Nicht umsonst heißt sie Muttersprache. In ihr haben wir denken und sprechen gelernt, in ihr haben wir unsere geistige Entwicklung durchgemacht, sie erscheint uns als etwas Angeborenes, das man gar nicht zu lernen braucht, sondern von selbst da ist, und wir verlernen sie auch nie, mögen wir auch in den fernsten Landen leben, wo kein Laut unserer Muttersprache an unser Ohr dringt. Und mögen wir auch

andere Sprachen noch so vollendet beherrschen, die charakteristischen Merkmale unseres Denkens und Fühlens bringen wir doch nur am richtigsten und schönsten in der Muttersprache zum Ausdrucke. Denn die Muttersprache allein, die schon in ihrem ganzen Wesen naturgemäß dem Volkscharakter angepaßt ist und in ihrer ganzen Ausbildung und beständigen Weiterbildung mit der kulturellen Entwicklung des Volkstums Schritt hält, bietet uns diejenigen Ausdrucksmöglichkeiten, die sich mit den Sonderheiten unseres nationalen Charakters vollkommen decken.

Also geringschätzig wollen wir von der Muttersprache nicht denken. Aber ebensowenig dürfen wir sie überschätzen. Und das geschieht leider. Erlässe und Verordnungen der Behörde, Gerichtsbeschlüsse, Steuerverschreibungen, Strafanzeigen und Klagen, Geschäftsbriefe, Verhandlungen und Verträge, Anordnungen und Aufträge, Kaufabschlüsse und alle Arten geschäftlicher Mitteilungen, die gesellschaftlichen Redensarten, die gewöhnlichen Gespräche des Tages, also alle Äußerungen des allgemeinen Verkehrs und staatlichen Lebens haben — das Gegenteil wird wohl niemand behaupten — mit den Reizen der Muttersprache nichts zu tun.

Im Wirtschaftsleben unserer Zeit ist die Sprache nichts anderes als ein Verständigungsmittel und ihre Verwendbarkeit und Brauchbarkeit hauptsächlich abhängig von ihrer Verbreitung. Wir wollen uns gegenseitig rasch und leicht verständigen können, ohne uns durch langweiliges Übersetzen aufhalten lassen zu müssen; wir wissen, daß Zeit Geld kostet, und wir bedienen uns, dem Zuge der Zeit folgend, im öffentlichen Leben der Sprachen, die am meisten verstanden werden. So haben sich unter den erstaunlichen Leistungen staatlicher und kaufmännischer Expansionskraft Weltsprachen herausgebildet, die überall in Geltung sind und das internationale Verkehrsleben beherrschen.

Aber ebenso reicht anderseits zum Kleinbetriebe im Wirtschaftsleben und zum geselligen Verkehre nicht auf allen Punkten der Erde die Kenntnis von den paar Weltsprachen aus und Landessprachen, deren Verbreitung über die übliche Sprachgrenze nicht hinausreicht, haben ohne Zweifel ihren Geltungswert und ihre Geltungsberechtigung, nicht nur als traute Muttersprache, sondern ebenso als Verkehrssprache.

Wenn ein Deutscher in einem slowenischen Dorf einen Krämerladen aufmachen will, so muß er zunächst mit der dortigen Be-

völkerung reden können, sonst kauft ihm niemand seine Ware ab. Und ein deutscher Richter kann ebenso nur in einem slowenischen Orte seinen Posten gewissenhaft ausfüllen, wenn er der slowenischen Sprache in Wort und Schrift mächtig ist.

In ihrem Berufsleben sind beide, der Richter und der Kaufmann, verpflichtet, den örtlichen Verhältnissen sich anzuschmiegen und den Äußerungen des Volkscharakters verständnisvoll entgegenzukommen. Als Privatmann bleibt es jedem von ihnen unverwehrt, im deutschen Geiste zu leben, doch haben sie sich auch als Privatmänner als Gäste einer fremden Nation zu fühlen und von diesem Gesichtspunkte sich jeder nationaler Provokation zu enthalten. Das gilt nicht nur für die Deutschen, sondern für alle Nationen ohne Unterschied.

Aber es gibt auch gewiß eine große Anzahl von Orten, in denen eine überwiegende Majorität einer beträchtlichen Minorität gegenübersteht. In solchen Fällen wird gewiß ohne Zweifel die Majorität dem Orte den nationalen Charakter aufzudrücken suchen, aber gerade dieses Hervortreten verpflichtet zu einer zarten Schonung des Nationalgefühles der Minorität, die aus ihrer heimatlichen Daseinsberechtigung auch das Recht zur Entfaltung ihrer nationalen Eigenart ableitet. Für den Sprachgebrauch wird aber auch dort nicht das Vorrecht der Muttersprache, sondern eine vorurteilslose Erwägung über die geeignetste Art einer leichten Verständigung maßgebend sein.

Ob es sich nun um einen Ort oder um ein Land oder um das ganze Reich handelt, die vom Standpunkte der Sprachenfrage aufzustellende und den Frieden der Nation verbürgende Forderung bleibt allenthalben die gleiche: die Nationen verlangen nach einer Regelung der Sprachenfrage im Sinne der größtmöglichsten Vereinfachung des sprachlichen Verkehrswesens.

Damit will ich aber keineswegs einer allgemeinen Nivellierung der einzelnenen Nationen das Wort reden. Die wichtigsten Merkmale, an denen das Wesen eines Volkes am deutlichsten ersichtlich wird, sind Volkscharakter und Kultur. Und einem gesunden, entwicklungsfähigen Volke sind diese Merkmale so tief eingekerbt, daß sie weder durch Gesetze und Verordnungen noch durch Überschwemmung mit fremder Kultur ausgelöscht werden können. Auch sollen und dürfen diese Kraftquellen einer Nation nicht entzogen werden. Denn selbst das begabteste Volk hat weder den Eifer noch die Fähigkeit zur vollen Entfaltung aller vorhandenen Leistungsmöglichkeiten, wenn

die Wurzeln seiner angeborenen Kraft durch eine aufgepfropfte Fremdkultur in der freien Trieblust gehemmt werden.

Das Wirtschafts- und Kulturleben eines Volkes ist nun im Hinblick auf den großen internationalen Kampf ums Dasein ein so wichtiger Faktor für eine günstige Konjunktur seiner Existenzbedingungen, daß die Beseitigung der Hemmnisse, die sich auf diesem Gebiete einem Volke entgegenstellen, vom nationalen Gesichtspunkte als wichtigste Forderung aufgestellt zu werden verdient.

In einem polyglotten Staate, wie Österreich, sind solche Hemmnisse in Fülle vorhanden. Die Zusammen- und Ineinanderschachtelung von Volksstämmen, die sich einander fremd sind, schafft Reibungsflächen, an denen sich ohne Unterlaß die Gegensätze entzünden. Und in diesem so unermüdlich geführten und doch so aussichtslosen Kampf wetteifern die Nationen förmlich miteinander in der gegenseitigen Überbietung an kleinlichen und oft nur allzu widersinnigen Provokationen, sie sind gegeneinander voll von Mißtrauen und Eifersucht und sie versteifen sich ganz in die ihren Neigungen entgegenkommenden historischen Rechte, mit denen ein modern aufwärtsstrebender Wirtschaftsstaat einfach tabula rasa machen sollte.

Und das Schlachtroß, auf dem sie immer wieder mit heißem Eifer auf den Kampfplatz geritten kommen, ist und bleibt stets eine Sprachenfrage. In der urdeutschen Stadt Eger einen Gerichtsbeschluß in tschechischer Sprache zu erzwingen, ist ebenso für einen tschechischen Fanatiker das höchste Ziel seines politischen Ehrgeizes, als es einem deutschen Fanatiker in Prag als Verletzung seiner nationalen Ehre erscheint, wollte man ihm zumuten, eine in tschechischer Sprache abgefaßte Zustellung des Prager Magistrats anstandslos anzunehmen. Man sollte doch meinen, daß es in einer Gerichtssache hauptsächlich auf das Recht ankommt und nicht auf die Sprache, deren sich die Gerichtsbehörde bedient. Und es müßte wahrlich sehr traurig um unser Gerichtswesen bestellt sein, wenn ein der Amtssprache nicht Kundiger sein Recht nicht finden könnte. Und wäre es so, dann hätten wir es nötiger, unser Gerichtswesen zu reformieren als die Sprachenrechte. Und glauben denn die Deutschen Prags wirklich, durch so kleinliche Nörgeleien gegenüber städtischen Behörden nationale Ehren einzuheimsen? Traurig wäre es um eine Nation bestellt, wenn sie nichts anderes zu verteidigen hätte als ihre Ansprüche auf Anerkennung ihrer Sprache als Amtssprache.

Davon hängt die Größe und Macht einer Nation nicht ab.

Gewöhnen wir es uns doch endlich einmal ab, die Sprache so übermäßig zu überschätzen. Was ist denn die Sprache? Ein Schatz an Worten, in ein System gebracht, zum Zwecke der Verständigung, weiter nichts. Für das öffentliche Leben ist sie ein Verkehrsmittel, wie jedes andere. Daß im Schoße der Sprache alle geistigen Schätze einer Nation eingebettet ruhen, wie schon früher ausgeführt wurde, gehört nicht hierher. Durch das öffentliche Verkehrsleben werden diese Schätze nicht berührt. Und die Kultur und der Volkscharakter einer Nation wird sich reiner erhalten und schöner entwickeln unter einer dem Wohlstand und der Wohlfahrt aller dienenden gemeinsamen Wirtschaftspolitik, als unter einer so viele und gute Kräfte verbrauchenden nationalen Kampfpolitik.

Österreich ist nicht, wie so viele meinen, das willkürliche Produkt einer habsüchtigen Heiratspolitik, sondern das notwendige Ergebnis einer historischen Entwicklung, die sich unter dem äußeren Einfluß geographischer Vorbedingungen naturgemäß vollzog. Daß die Völker der nach Norden und Westen hin abgeschlossenen Sudetenländer im Süden mit den vorgeschobenen Posten des deutschen Volkes in den Alpenländern in Berührung traten und zu einer politischen Einheit zusammenschmolzen, ist ebenso begreiflich, wie es auch verständlich ist, daß Österreich anderseits wieder seinen Einfluß über die Karpathenländer hin ausdehnte, wo Jahrhunderte hindurch selbständigen Staatenbildungen die türkische Eroberungslust im Wege stand.

Österreich ist gewissermaßen der Kreuzungspunkt im politischen Straßennetze Europas, in dem die Ausläufer der großen europäischen Völkerschaften aufeinander stoßen. Und da dieses Straßennetz, das seit den Zeiten der großen Völkerwanderungen sich planmäßig entwickelte, sich nicht wieder umbauen läßt, so müssen wir es uns gefallen lassen, an diesem Kreuzungspunkt zu stehen, der nun einmal ist und nicht mehr entfernt werden kann. So stark sind die Fundamente dieses Staates, daß alle zentrifugalen Bestrebungen der Nationen nicht imstande waren, auch nur eine vorübergehende Lockerung in seinem Netzwerk herbeizuführen.

Ein moderner Staat ist wie ein großes Handelshaus, das alle seine Kräfte zusammenrafft, um seine Stellung auf dem Weltmarkt dauernd und mit Erfolg zu behaupten. Österreich, wo die nichtigsten Sprachenfragen fortwährend Gesetzgebung und Verwaltung beschäftigen, hat seinen Platz auf dem Weltmarkt weit weniger zu behaupten, als vielmehr erst zu erobern. Überall, wohin man blickt, nehmen wir die

zweite oder dritte Stelle ein. Selbst in den Balkanländern, die als die offiziellen Ablagerungsplätze unseres staatsmännischen Unternehmungsgeistes gelten, haben uns andere, weitaus ferner stehende, den Rang abgelaufen.

Sollte dieses Österreich, das erst jüngstens, als die Kriegsgefahr an den Grenzen des Reiches aufloderte, in seiner Eintracht ein so starkes und jugendliches Aussehen annahm, seiner disparaten nationalen Strömungen nicht Herr werden können, die sein wirtschaftliches und kulturelles Fortkommen beständig untergraben?

Man mag über die sozialdemokratische Partei denken, wie man will, aber man wird ihr nicht die Anerkennung versagen können, daß sie sich bemüht, zu nationalen Fragen in vorurteilsloser Unbefangenheit Stellung zu nehmen. Die bürgerlichen Parteien, soweit sie nicht von vornherein den Nationalitätenkampf zu ihrem Panier erhoben haben, könnten sich daran ein Beispiel nehmen. Aber unsere Parlamentarier, durch Eidschwüre, Resolutionen und Volksratsbeschlüsse wie mit Bast eingeschnürt und zur starren Bewegungslosigkeit verurteilt, außerdem durch jahrelange Kämpfe gegeneinander bis aufs äußerste verhetzt, haben zumeist nicht die Eignung, gangbare Wege aufzufinden, auf denen die Gegensätze aneinander vorbeikämen.

Das Friedensbedürfnis muß in den Völkern selbst heranreifen, aber vorerst in den Völkern geweckt werden. Zunächst hätten Mißtrauen und Furcht zu schwinden. Es gibt in Österreich nichts zu germanisieren und nichts zu slawisieren.

Wenn trotzdem namentlich die großen Städte viele fremde Elemente in ihr Volkstum aufnehmen, so ist dies ein Prozeß, der sich nicht verhindern läßt und auch nicht durch Schulen und nationale Schutzvereine aufgehalten werden kann. Er soll auch gar nicht aufgehalten werden, denn dieser Vermischungsprozeß steht zumeist im Zusammenhang mit einem ausgedehnten und entwicklungsfähigen Wirtschaftsleben, das in seiner Kraftentfaltung gehemmt würde, wenn durch künstliche Abwehr der Vermischung die Einheitlichkeit in der Entwicklung gestört würde.

Auch heben sich diese Mischungen meistenteils gegenseitig auf, wenn nicht dieser Zufluß einerseits und der Abfluß anderseits auch noch durch die Verschiedenheit in der Fortpflanzungsfähigkeit der sich mischenden Völker zum Ausgleich gelangt.

Weit größer wird die Gefahr, wenn die zuströmenden Volksmassen ihren Volkscharakter und ihre Kultur in einer jeder Anpassung

abholden Weise in den fremden Boden einzupflanzen suchen. Dann wird die Einwanderung zum Einbruch und die Abwehr zur Pflicht.

Die fluktuierenden Bevölkerungsschichten sind bekanntlich ein Produkt des modernen Wirtschaftslebens und schaden als natürlicher Bestandteil desselben weder ihm selbst noch den nationalen und kulturellen Verhältnissen eines Landes oder Reiches, solange sich diese Bewegung ohne die lärmende Begleitmusik nationaler Agitationen und Aspirationen abspielt.

Der rein wirtschaftliche Austausch der Kräfte hat mit den Gefahren einer Invasion nichts zu tun. Und diese Abgabe von Arbeitskräften an fremde Nationen ausschließlich von diesem Gesichtspunkte anzusehen, das werden die Völker wohl erst lernen müssen, wie sie auch lernen müssen, sich gegenseitig zu achten und im edlen Wettstreit den höchsten Leistungen kultureller und wirtschaftlicher Produktion zuzustreben.

Die Völker Österreichs sind politisch und wirtschaftlich aufeinander angewiesen, sie können nicht auseinander, solange die in Jahrhunderten zur Ausbildung gelangten staatenbildenden und staatserhaltenden Kräfte der europäischen Politik wirksam sind. Unter solchen Umständen müssen wohl auch die Grundlagen vorhanden sein, auf denen die Konsolidierung des Reiches im Innern erstehen kann. Und sie fehlen auch nicht, nur müssen sie erst aus dem Schutt nationaler Vorurteile und Gefühlsräusche, die Temperament und Selbstüberschätzung der Nationen gezeugt haben, ausgegraben werden.

Politik ist keine Gefühlssache, sondern ein Amt des Verstandes. Und die Parlamentarier sollen die Prokuristen des Staates sein, und nicht so kleinliche politische Ingenieure, die sich nationale Verdienste zu erwerben suchen, indem sie sich gegenseitig fortwährend Minen legen.

Es gibt eine die ganze Welt umspannende Organisation, bekannt unter dem Namen „Friedensliga“, welche dem so schwer verwirklichungsfähigen Gedanken des allgemein ersehnten Friedens, keineswegs ohne nennenswerten Erfolg, zu dienen sich berufen fühlt. Mit welchem Spott und Hohn haben noch vor einem Jahrzehnt die sogenannten Realisten über die „Friedensbertha“ und ihren Stab gewitzelt. Und siehe da, heutzutage gehören die hervorragendsten Männer und Vertreter aller Völker, deren Verstand und deren praktische Leistungen sie durchaus der Verdächtigung entheben, schwärmerische Utopisten zu sein, dieser Organisation an. Und das Haager

Schiedsgericht, gewiß kein Forum, das eine Appellation an die Waffen ausschließt, ist doch immerhin eine Staffel auf dem mühevoll zu erglimmenden Treppensteig zum Weltfrieden.

Eine solche Friedensliga, die innerhalb des Rahmens unseres Staatswesens der Kriegslust und Kampfesfreude der Nationen das Friedensbedürfnis der arbeitenden Menschheit entgegenstellen würde, wäre hier in Österreich noch eher am Platze. Und wenn es für den Anfang auch nur eine kleine Schar von Männern wäre, die sich für diesen Zweck zusammenschließen wollten, so wäre das schon ein Gewinn. Denn die überwiegende Majorität derjenigen, die im harten Kampf ums Dasein zu würdigen wissen, was es heißt, für die Familie das tägliche Brot zu verdienen, würden dem Rufe nach Versöhnung Verständnis entgegenbringen. Und so müßte in alle Gaue des Reiches und in allen Sprachen des Reiches in Wort und Schrift das Wort „Versöhnung" hinausdringen und der Erkenntnis müßte Verbreitung verschafft werden, daß ein durch Einheit wirtschaftlich und politisch starkes Österreich mehr Segen ins Haus bringt, als ein mit nationalen Errungenschaften gespicktes und durch innere Kämpfe durchwühltes Staatswesen.

Neue, politisch noch unverbrauchte Männer aus allen Völkerschaften und Volksschichten sollten sich zur Inangriffnahme dieses großen Friedensunternehmens die Hand reichen, nur keine Parlamentarier und solche, die im Nationalitätenkampf bereits Pulver gerochen haben, denn sie würden schon im „vorbereitenden Ausschuß" dem Werke der Zukunft den Lebensodem ausblasen.

Masaryk, der Philosoph und vorurteilslose Denker, auf der einen Seite, und Lueger, der weitblickende Großstädter, auf der anderen Seite wären vielleicht unter den österreichischen Reichsratsabgeordneten die einzigen, die trotz aller gewaltigen Kluft, die zwischen ihren Weltanschauungen sich dehnt, Objektivität und Mut genug hätten, einer solchen Bewegung den Impuls zu geben und sie in die richtige Bahn zu lenken.

Wie über den Geist der Unduldsamkeit im Geistesleben der Menschheit das Vernichtungsurteil der gesamten gesitteten Welt bereits gesprochen ist, so ist auch der nationalen Unduldsamkeit die Berechtigung abzusprechen. Einmal wurde hier in Österreich das Wort von den „minderwertigen Nationen" geprägt und heute noch spukt dieses Wort, das den Sprecher nicht ehrt und den Angesprochenen nicht entehren konnte, in nationalen Brauseköpfen herum. Solche

Worte sollten nicht gesprochen werden, auch wenn sie in Wirklichkeit niemand treffen können. Denn es gibt hierzulande keine minderwertigen Nationen. Mir liegt es dabei vollkommen fern, den minder vorgeschrittenen Völkern Österreichs durch eine Schmeichelei mich angenehm machen zu wollen. Aber meiner Ansicht nach liegt der Wert einer Nation nicht in ihrer kulturellen Reife, sondern in ihrer Entwicklungsfähigkeit. Und wenn Landstriche dieses Reiches durch die Bedingungen des Bodens und die Ungünstigkeit der Lage in ihrer kulturellen Entwicklung zurückblieben, wofür sich im Osten und Süden der Monarchie Beispiele finden lassen, so liegen die Ursachen derartiger Zustände gewiß nicht in der Kulturfeindlichkeit der ansässigen Bevölkerung, sondern in der Indolenz des Staates, der es versäumt hat, diese Gebiete rechtzeitig genug in die Einflußsphäre seiner Kulturländer hineinzuziehen.

Man muß in die weiten Fernen des internationalen Weltgetriebes hinausblicken, das von einem von großen Gesichtspunkten ausgehenden Weltbürgertum beherrscht wird, wenn man im Vergleich mit diesem wundervollen Schauspiel der kühn und weit seine Kräfte ausspannenden Menschheit die Engherzigkeit und Nichtigkeit unserer Nationalitätenpolitik, die mit geschäftiger Wichtigtuerei die kleinlichsten Vorkommnisse zu Staats- und Nationalereignisse hinaufschraubt, sich recht deutlich vor Augen führen will.

Wir wollen die Wiener nicht zu Laibachern und die Laibacher nicht zu Wienern machen, aber wir müssen lernen, uns damit abzufinden, daß Wien eine deutsche Stadt und Laibach eine slowenische Stadt ist, mögen in Wien auch noch so viele Slawen und in Laibach eine Menge Deutsche wohnen.

Daß die deutsche Sprache den slawischen Sprachen Österreichs überlegen ist, das erklärt sich daraus, daß die deutsche Sprache eine Weltsprache ist und als solche sich als Verkehrsmittel als sehr brauchbar erweist. Aber gerade das wäre ein Grund für die Slawen, vor der deutschen Sprache nicht wie der Stier vor dem roten Tuche in blindwütender Leidenschaft zurückzuschrecken.

Die Deutsch-Österreicher haben keinen Grund, die Slawen zu unterjochen und sie haben auch nicht die Macht dazu. Aber ebensowenig werden die Slawen das deutsche Volk in Österreich, das in kultureller und wirtschaftlicher Anlehnung an seinen großen Nachbar stets ein wichtiger Faktor im Wirtschaftsleben unseres Staatswesens bleiben wird, jemals an die Wand zu drücken vermögen. Zu fürchten

hat keiner den anderen, dagegen könnten sie sich beide sehr viel helfen.

Für sich mögen sie sich als Nationen fühlen, als Staatsangehörige sind sie Österreicher. Und möge das Wort „Österreich“ in den verschiedensten Sprachen an unser Ohr klingen, der warme Ton, in dem es erklingt, soll überall der gleiche sein und dieser Ton sei eben das Österreichische daran.

Unter dieser Flagge könnte und sollte eine solche Friedensliga zusammentreten. Aus dieser Friedensliga könnte, sobald sie in den größeren Massen festen Fuß gefaßt hat, dann eine österreichische Volkspartei hervorgehen, die, sich aus Vertretern aller Nationen zusammensetzend, auf Grundlage der Gerechtigkeit und Billigkeit in nationalen Fragen ausgleichend zu wirken berufen wäre und den destruktiven Strömungen in den nationalen Parteien den festen Halt einheitlichen und brüderlichen Zusammenwirkens zur wirtschaftlichen Wohlfahrt der Gesamtheit und zur Hebung des Staatswohles nach innen und außen entgegenstellen würde.

Es wird ein weiter Weg zu durchmessen sein, bis nach Überwindung aller Hindernisse, die der nationale Chauvinismus dem Friedensgedanken entgegenstellt, dieser Friedensgedanke in einer seinem Zweck dienenden parlamentarischen Partei Fleisch und Blut angenommen haben wird. Aber wir wollen vorderhand auch gar nicht so weit gesteckten Zielen, die vielleicht selbst manchen Idealisten bange machen, mit aussichtsloser Kraftverschwendung einen Weg bahnen. Wir begnügen uns damit, die Vorbereitungen zu treffen, die eine erfolgversprechende Durchführung zur Voraussetzung hat. Das ist die Aufgabe der Friedensliga. Werden sich Männer finden, die bereit sind, sich dieses Gedankens zu bemächtigen und ihn umzusetzen in eine segensreiche Tat? Das können wir heute allerdings nicht wissen. Wenn es aber geschieht, dann mag sich Österreich freuen und jeder Bürger dieses Staates, denn der Friede im Hause mehrt das Brot und das Glück aller und des einzelnen. So wenigstens denke ich mir's. Mögen diese Worte weit hinaus gehört und richtig verstanden werden.

Admiral Villeneuve.

Von Dr. Joachim Weichert, Wien.

Am 21. Oktober 1905 haben die Engländer auf dem Trafalgar-Square vor der Nelsonsäule die hundertste Wiederkehr des Jahrestages der Schlacht bei Trafalgar gefeiert und so das Andenken ihres siegreichen Admirals Nelson[1]) geehrt, welcher in jener Seeschlacht Frankreichs Seeherrschaft vernichtet hatte.

Seltsam, daß gerade im Jahr der Zentenarfeier ein Büchlein[2]) erschien, dessen historisch verbürgter Inhalt einen dunklen Schatten auf Englands gefeierten Seehelden warf.

Und seltsam auch, daß nirgends eines Mannes Erwähnung geschah, welcher von einem bitteren Geschicke ausersehen war, Frankreichs so bedeutsame Niederlage herbeizuführen. Das Lebensbild dieses Mannes, des französischen Admirals Villeneuve, des Gegners Nelson, spiegelt ein Stück napoleonischer Herrscherpolitik wider, die an phantastischen Plänen vielleicht einzig in der Geschichte dasteht: Landung französischer Truppen in England, Eroberung Londons und Unterjochung der verhaßten Briten!

Pierre de Villeneuve[3]) entstammte einer vornehmen südfranzösischen Adelsfamilie, deren Stammbaum ins 13. Jahrhundert reicht. Geboren zu Valensoles im Departement der Basses Alpes in der Provence am 31. Dezember 1763, trat er mit 15 Jahren als

---

[1]) Vgl. Julius v. Pflugk-Harttung, „Nelson, Wellington und Gneisenau, die militärischen Hauptgegner Napoleons I." in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung", XVIII. Bd., 3. Heft, S. 455 ff.

[2]) Vgl. „Emma Lady Hamilton" from New and Original Sourcesand Documents. By Walter Sickel, London 1905.

[3]) Michaud: Biographie universelle Didot: Nouvelle biographie générale.

Seekadett in die Marine ein und stieg rasch von Stufe zu Stufe. Im amerikanischen Kriege hatte er tapfer an der Seite des nachmaligen Ministers der Marine Decrès gekämpft und dessen dauernde Freundschaft erworben, eine Freundschaft, die ihm später so verhängnisvoll werden sollte. Mit 30 Jahren wurde er Kapitän, drei Jahre später Kontreadmiral zu Roche-Fort. An der Expedition nach Irland (1796) hatte er keinen Anteil genommen, weil er zu spät aus dem Mittelländischen Meere im Hafen von L'Orient eingetroffen war. Erst bei Abukir sollte er Gelegenheit haben, sich dadurch hervorzutun, daß er die von ihm befehligten Schiffe glücklich vor dem vernichtenden Feuer der Engländer rettete. Das Jahr 1804 bildete einen bedeutsamen Wendepunkt in seinem Leben: Als am 28. August der Admiral Latouche-Tréville[4]), der die Flotte nach England führen sollte, zu Toulon starb, bestimmte Napoleon auf Decrès Vorschlag zum Nachfolger Villeneuve, der im Mai 1804 zum Vizeadmiral ernannt, in Roche-Fort befehligte, und an dessen Stelle nun Kontreadmiral Missiessy trat.

So war Villeneuve zum Führer des großen Seezuges gegen England ausersehen und gerade ihm „l'esprit assez exclusiv pour une grande opération“ [5]) zugemutet worden. Villeneuve sollte mit dem ersten günstigen Winde Toulon verlassen, Gibraltar passieren, sich in Cadix mit dem spanischen Admiral Gravina vereinigen, nach Martinique segeln und dort Missiessy antreffen, welcher die Aufgabe hatte, die englischen Antillen zu erobern. Admiral Ganteaume erhielt Befehl, von Brest nach Ferrol zu gehen, das französische und spanische Geschwader an sich zu ziehen und nach Martinique zu fahren. Von Martinique aus sollte die gesamte geeinigte Flotte mit vollen Segeln auf Boulogne steuern und unter dem Schutze der fünfzig Linienschiffe die Landung von 150.000 Soldaten und 10.000 Pferden in England vor sich gehen[6]).

Unterm 12. Dezember 1804 erging an Villeneuve eine Instruktion Napoleons, in welcher es hieß: „Monsieur le Vice-Admiral Villeneuve, nous vous faisons savoir, qu'ayant jugé à propos de soumettre à notre domination les colonies de Surinam, Berberice, Demerari, Essexnibo, la Trinité, la Dominique et Sainte Lucie

---

[4]) Pflugk-Harttung: Napoleon I., S. 505 ff.

[5]) Fournier: Napoleon I. (1905), II. Bd., S. 78.

[6]) Thiers: L'histoire de l'empire et du combat. Fouché: Denkwürdigkeiten.

occupées par l'ennemi de mettre hors de toute atteinte nos îles de la Martinique et de la Guadeloupe, et de porter des renforts à Santo Domingo, nous avons fait choix de vous pour la qualité de commandant général des nos forces navales dans les mers d'Amérique commander en chef celles que nous avons déstinées à ces expeditions" [7]).

Am 18. Januar 1805 verließ Villeneuve der gegebenen Ordre gemäß Toulon, war aber durch heftige Stürme gezwungen, auf die Rhede des Hafens zurückzukehren, wo die beschädigten Schiffe wieder ausgebessert wurden. „Villeneuve nahm sich sehr die Gefahr zu Herzen, mit solchen Schiffen und solchen Mannschaften feindlichen Schiffen die Spitze zu bieten, welche durch zwanzigmonatliches Kreuzen geschult waren. Seine Seele war erschüttert, bevor er sich noch auf hohem Meer befand" [8]). Noch kurz, bevor er neuerdings in die See stach, schrieb ihm Napoleon: „. . . Je compte, dans une opération si importante et dont les résultats peuvent être si grands sur les destins futurs de la france, sur votre devouement, votre zêle et votre attachement à ma personne" [9]).

Es hatte auch in der Folge, wie die zahlreichen Briefe zeigen, an Ermunterung von Napoleons [10]) Seite nicht gefehlt, und auch General Lauriston, der einen Teil der eingeschifften Truppen befehligte, gab sich alle Mühe, Villeneuve, der den erprobten Feind — vielleicht mit Rücksicht auf den Zustand der eigenen und der spanischen Flotte, nicht mit Unrecht — überschätzte, zu ermutigen, bewirkte aber nichts anderes, als ihn „verdrießlich zu machen und zum Widerspruch zu reizen". In einem Schreiben an Decrès hatte er sich über den Zustand der Flotte folgendermaßen geäußert: „Ich erkläre Ihnen, so ausgerüstete Schiffe, schwach an Matrosen, überladen mit Truppen, mit altem oder schlechtem Segelwerk, Schiffe, deren Maste beim geringsten Winde brechen oder deren Segel zerreißen und die bei günstiger Witterung ihre Zeit mit Ausbesserung der durch Wind oder

---

[7]) Correspondance de Napoléon I. Paris, 1862; Au vice amiral Villeneuve, Commandant l'escadre de la Méditerranée, Saint Cloud 2) frimaire an XIII.

[8]) Thiers a. a. O., 21. Buch.

[9]) Correspondance (La Malmaison), 1 germinal an XIII (22 mars 1805).

[10]) „Villeneuve est un des hommes qui ont plutôt besoin d'éperon que de bride." (Napoleon an Decrès: Correspondence: 26 thermidor an XIII. 14 aout 1805).

die Ungeübtheit ihrer Seeleute veranlaßten Schäden zubringen, sind außerstande, etwas zu unternehmen" [11]).

In dieser seelischen Verfassung und stets in bangen Gedanken an Nelsons Überlegenheit, verließ er am 30. März Toulon und gelangte unbehelligt von englischen Kreuzern nach Cadix, wo Gravina zu ihm stieß, und nach sechswöchentlicher Fahrt lief er — mit 40 Linienschiffen — in den Hafen der Insel Martinique, Fort Royal ein, wo er mit Missiessy zusammentraf. Ganteaume blieb in Brest durch englische Schiffe des Admirals Cornwallis blockiert und ebensowenig vermochte Magon die durch Calder aufrecht erhaltene Blockade von Ferrol zu durchbrechen. Indessen hatte Villeneuve vergeblich auf die Ankunft des Geschwaders von Brest und Ferrol in den Antillen, wo er allerdings nicht untätig blieb [12]), gewartet, und verließ, nachdem er unterm 4. Juni endlich von der Sachlage unterrichtet worden war, die Antillen und segelte gegen Ferrol. Es handelte sich für Villeneuve darum, Ferrol von der Blockade zu befreien und mit dem vereinten Geschwader Rochefort und Brest zu entsetzen, um dann mit der gesamten Flotte seinen Lauf nach Boulogne zu nehmen, wo Napoleon bereits ungeduldig der Ankunft der Flotte harrte. „. . Vous manoeuvrez de manière à nous rendre maître du Pas de Calais. L'Europe est en suspens dans l'attente du grande événement, qui se prépare" [13]). „Je compte sur votre zèle pour mon service, sur votre amour pour la patrie et sur votre haine pour cette puissance, qui nous opprime depuis quarante générations et qu'un peu d'audace et de persévérance de votre part vont faire rentrer pour jamais au rang des petites puissances. 150.000 hommes, un équipage, complet, sont embarqué à Boulogne, Etaples, Wimereux et Ambleteuse, sur 2000 bâtiments de la flotille, qui en dépit des croisières anglaises, ne forment qu'une seule ligne d'embossage dans toutes les rades, depuis Étaples jusqu'ou cap Grisnez. Votre seul passage nous rend, sans chances, maîtres de l'Angleterre" [14]), ermutigt Napoleon seinen Admiral. Vor Ferrol trafen die beiden feindlichen Geschwader auf-

---

[11]) Datiert vom 21. Januar 1805.

[12]) Correspondance, Fontainebleau, 27 messidon an XIII (16 juillet 1805).

[13]) Eine ausführliche Schilderung der Seekämpfe soll hier nicht gegeben werden. Ausführliche Darstellung bei Pflugk-Harttung, Fournier &c.

[14]) Correspondance: Saint Coud, 7 thermidor an XIII, 26 juillet 1805.

einander. Infolge des dichten Nebels kam es zu keiner regelrechten Schlacht, vielmehr kämpfte Schiff gegen Schiff. Nach einer langen, hitzigen Kanonade, in welcher die Engländer zwei spanische Linienschiffe erbeutet hatten, trat der englische Admiral Calder den Rückzug an, ohne daß Villeneuve darauf bedacht war, den Feind zu verfolgen, zumal er ihn in der Minderzahl wußte.

Villeneuve beabsichtigte südwärts nach Cadix[15]) zu steuern. Er ließ sich jedoch von Lauriston bewegen, in Vigo einzulaufen, wo er einige Tage rastete, und segelte dann (2. August) nordwärts nach Coruna, während Gravina in der Reede zwischen Coruna und Ferrol zu Anker ging.

Warum aber hatte sich Villeneuve auch nur einen Augenblick mit dem Gedanken vertraut gemacht, sein Geschwader nach Cadix zu steuern, statt die Schiffe von Ferrol an sich zu ziehen und die Häfen von Rochefort und Brest zu deblockieren? War doch das Seegefecht vor Ferrol zu seinen Gunsten entschieden worden! Napoleon war scheinbar mit dem Erfolge zufrieden. Denn während Calder vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, schrieb Napoleon an Villeneuve: „Je vous sais gré de la belle manoeuvre que vous avez fait aux commencements de l'action et qui a derouté les projets d'ennemi. Enfin jamais, pour un plus grand but, une escadre n'aura couru quelques hasards et jamais mes soldats de terre et de mer n'auront pu répandre leur sang pour un plus grand et un plus noble resultat. Pour le grand objet de favoriser une descente chez cette puissance, qui, depuis six siècles, opprime la France, nous pourrions tous mourir sans regretter la vie. Tels sont sentiments qui doivent vous animer, qui doivent animer tous les soldats“ [16]).

Da stand es nun klar und deutlich, was Napoleon von seinem Admiral erwartete. Aber die kühne Tatkraft und Entschlossenheit, sich für Napoleons Pläne hinzuopfern, schien Villeneuve nicht zu besitzen. Eine Art Mißgeschick, das in seinem Wankelmute und seiner Zweifelsucht begründet war, hing sich an die Schritte dieses unglücklichen Seemannes, um seinen Geist zu trüben, ihn von Leid zu Leid zu

---

[15]) Vielleicht eingedenk jenes Zusatzes, den Napoleon in seinem Befehle vom 16. Juli 1805 an ihn gemacht hatte und der den Wunsch aussprach, „der Admiral möge, falls seine Situation sich durch unvorhergesehene Zufälle verschlechtert haben sollte, nach Cadix zurückkehren“. (Vgl. Fournier a. a. O., S. 83.)

[16]) Correspondance: Boulogne, 25 thermidor an XIII (Baoût 1805).

dem Resultate zu führen, dem er nicht entgehen konnte, zu einer verlorenen großen Schlacht. (Thiers)... „Villeneuve c'est un homme sans résolution et sans courage moral. C'est un homme qui n'a aucune habitude de la guerre et qui ne le sait pas faire“ [17]). Und in gleicher Weise äußerte sich der „Moniteur“: „.. qu'il ne manquait à la marine française qu'un homme de caractère et d'un courage froid et audacieux. Cet homme se trouvera peutêtre un jour, et alors on verra ce que peuvent nos marins“ [18]).

Mitte August gab Villeneuve Befehl, die Anker zu lichten. Ihn ließ das Gerücht nicht zu Ruhe kommen: Calder und Nelson hätten sich mit Cornwallis vor Brest vereinigt und wollten eine neue Schlacht liefern, um ihn zu vernichten. Die Nachrichten waren falsch, denn eine Vereinigung Nelsons mit Calder und Cornwallis hatte gar nicht stattgehabt, vielmehr war Nelson darauf bedacht, nach zweijähriger ununterbrochener Seefahrt [19]) (Neapel!) vor Anker zu gehen und seine Matrosen von den Strapazen ausruhen zu lassen. Hätte Villeneuve gegen Brest gesteuert und hätte er, wenn auch mit dem Untergange seiner ganzen Flotte die freie Ausfahrt Ganteaumes gegen Cornwallis erkämpft, so wäre seine Aufgabe erfüllt gewesen: Ganteaume hätte mit seiner Flotte und mit den Überresten des Villeneuveschen Geschwaders den Kanal La Manche erreicht und „wäre er nur auf 24 Stunden erschienen, so wäre doch seine Sendung erfüllt“, der Übergang der französischen Armee, die in Boulogne der Ankunft der Flotte harrte, gegen die Überraschung der englischen Schiffe gesichert. Es sollte anders kommen.

Villeneuve verließ Coruna und zog in der Bai von Avrès die Eskadre von Ferrol an sich. Heftige Stürme, Seenot, ungünstige Winde erschwerten ihm die Fahrt nordwärts gegen Brest und namentlich die Furcht, auf Nelson zu stoßen, machte ihn vollends wirr. In seiner Verzweiflung segelte er gegen Cadix und sandte nur den Kapitän Allemand — unbekümmert um dessen Schicksal — nach Brest. Aber dem General Lauriston gegenüber äußerte er sich, nach Brest steuern zu wollen. Während Lauriston diese Botschaft durch einen Kurier an Napoleon übermitteln ließ, erging gleichzeitig an

---

[17]) **Napoleon an Decrès**; Correspondance, Camp de Boulogne: 4 fructidor an XIII (22 août 1805).

[18]) **Michaud a. a. O.**

[19]) **Siehe**: Jurien de la Graviere: **Nelson und die Seekriege.**

Decrès eine Depesche, in welcher Villeneuve seiner Verzweiflung Ausdruck gab und unzweideutig erklärte, nicht nach Brest, sondern nach Cadix segeln zu wollen. Indessen harrte Napoleon in Boulogne des französischen Geschwaders. Nachdrücklich machte er Villeneuve auf die entscheidende Bedeutung seines rechtzeitigen Eintreffens in Brest aufmerksam und in seiner Freude über die Depesche Lauristons schrieb er an Villeneuve: „J'espère que vous êtes arrivès à Brest. Partez, ne perdez pas un moment et avec mes escadres réunies, entrez dans la Manche L'Angleterre est à nous. Nous sommes tous prêts, tout est embaxqué [20]). Parraissez vingt quatre heures et tout est terminé" [21]).

Villeneuve lief aber am 20. August in Cadix ein, ohne daß er den Mut hatte, die wenigen englischen Kreuzer, die den Hafen blockierten, wegzunehmen. Decrès benachrichtigte Napoleon von Villeneuves Entschluß. Napoleon war über das Vorgehen seines Admirals aufgebracht und sah seinen Plan scheitern. In den Briefen an Decrès gibt er seinem Unmut Ausdruck: „L'amiral Villeneuve vient de combler la mesure; il donne, à son départ de Vigo l'ordre au capitaine Allemand d'aller à Brest, et écrit que son intention est d'aller á Cadix. Cela est certainement une trahison. Villeneuve est un misérable, qu'il fout chasser ignominieusement. Sans combinaison, sans courage, sans intérêt general, il sacrifieroit tout pourvu qu'il sauve sa peau [22]). J'image que vous êtes aussi indigne que moi de la conduite infâme de Villeneuve. Pour moi j'en suis si confondu, que je ne puis m'expliquer et je ne puis concevoir comment il a été lâche pour exposer ainsi l'escadre du capitaine Allemand [23]). Après avoir lu les dépêches de Villeneuve vous m'avez jamais dû penser qu'il vînt à Brest. Il vous écrivaît: ‚Je vais à Cadix' et Lauriston qui a été trompé, qui m'écrivait le 26 thermidor: ‚Nous allons enfin à Brest', m'écrit de Cadix que la première chose que lui dit l'amiral en mettant à la voile fut: ‚Nous allons décidement à Cadix, je l'ai écrit au ministre.'

---

[20]) Vgl. den Brief vom 26. Juli 1805 (S. 11).

[21]) Correspondance: Camp de Boulogne, 4 fructidor an XIII.

[22]) Correspondance: La Malmaison, 17 fructidor an XIII — 4 septembre 1805.

[23]) Correspondance: Saint Cloud, 19 fructidor an XIII — 6 septembre 1805.

Je désiderai voir justifier Villeneuve. Jusqu'à ce que vous avez trouvé quelque chose plausible, je vous prie de ne me point parler d'une affaire si humiliante et de point me rappeler le souvenir d'un homme aussi lâche. Dans tous les pays du monde, une escadre de 40 vaisseaux (de Villeneuve) ferait huit cents lieus pour sauver 6 vaisseaux (d'Allemand). Mais qu'importe à Villeneuve qu'Allemand soit perdu, il n'y est pas [24]). Vous enverrez pour le (Villeneuve) remplacer l'amiral Rosily qui sera porteur de lettres qui enjoindront à l'amiral Villeneuve de se rendre en France pour rendre compte de son conduite. Si l'amíral Rosily trouve l'escadre, il en prendra le commandement; s'il ne la trouve plus (le cas ne sera pas prévu!) il devra revenir et se rendre à Toulon pour en prendre, le commandement à son rétour" [25]).

Und an Rosily richtet Napoleon folgende Resolution: „Vous partirez sans délai pour vous rendre au port de Cadix où vous prendrez le commandement avec le titre d'amiral . . . Vous vous dirigez ensuite sur Naples. Si vous trouvez à Naples quelques bâtiments de guerre anglais on russes, vous vous en emparerez . . Après cette expedition . . l'armée se rendra à Toulon pour se ravitailler et se réparer" [26]).

Damit war das Schicksal Villeneuves besiegelt: Ersetzung durch Rosily und Verantwortung vor dem Kriegsgericht zu Paris. Allein Decrès wollte seinen Freund schonen und ohne den wahren Sachverhalt mitzuteilen, benachrichtigte er ihn nur von Rosilys Abreise, hoffend, daß er noch vor Rosilys Ankunft Cadix mit seiner Flotte verlassen werde.

Villeneuve, der aus Decrès Depesche seine Verurteilung herauslas und durch die Beschuldigung des Verrats und der Feigheit bestürzt war, erwiderte dem Minister: „Je suis étonné de votre silence sur la destination de l'amiral Rosily. Ce sera avec le plus grand plaisir que je lui remettrai le commandement en chef, s'il m'est permis de montrer à la seconde place, que

---

[24]) Correspondance: Saint Cloud, 21 fructidor an XIII — 8 septembre 1805.

[25]) Correspondance: Saint Cloud, 28 fructidor an XIII — 15 septembre 1805.

[26]) Correspondance: Saint Cloud, 30 fructidor an XIII.

j'etais digne d'une meilleure fortune. Si les circonstances le permettent, j'appareillerai dèsdemain. . . . S'il est vrai qu'il ne faille que du caractère et de l'audace[27]) pour réussir, je ne laisseroi rien à desirer à ma première sortie" [28]). Mehr denn je war er entschlossen, der erhaltenen Weisung gemäß dem General Saint Cyr nach Neapel zu Hilfe zu eilen und die Engländer[29]) anzugreifen. Und während Napoleon, der seinen Landungsplan hatte aufgeben müssen, sich zum Kontinentalkriege rüstete, um den „Sieg" von Ulm zu erringen, sollte sich an demselben Tage, dem 21. Oktober 1805, das Schicksal der französischen Flotte und zugleich der künftigen Seeherrschaft Frankreichs in der Schlacht bei Trafalgar entscheiden.

Villeneuve hatte den ganzen Monat September zur Rüstung und Ausbesserung seiner und namentlich der spanischen Schiffe benützt. Aber es war nicht die Zuversicht des Erfolges, sondern die dumpfe Verzweiflung und die Furcht, entehrt und als Feigling gebrandmarkt, das Kommando an Rosily abgeben zu müssen, aus der Villeneuve seinen Mut schöpfte! Denn trotzdem der Kriegsrat, welchen Villeneuve einberufen hatte, entschieden das Auslaufen der ungenügend ausgerüsteten Flotte widerriet, verharrte der Admiral doch bei seinem Entschlusse. Er hatte das Votum des Kriegsrates zwar nach Paris geschickt und dazu bemerkt, daß er dem Beschlusse des Kriegsrates mit Rücksicht auf den elenden Zustand der Flotte beipflichten müsse; aber er gab dennoch Befehl, die Anker zu lichten: die Nachricht von der Ankunft Rosilys war die unmittelbare Ursache, jene Instruktion vom 14. September[30]), die ihm zum Angriffe der englischen Flotte aufforderte, die scheinbare Rechtfertigung seines Vorgehens.

Am 20. Oktober verließ das vereinigte Geschwader, das aus 33 Schiffen, 5 Fregatten und 2 Briggs bestand, den Hafen. Es zerfiel in das Hauptgeschwader unter dem Kommando Villeneuves, der seine Admiralsflagge auf dem „Bucentaure" gehißt hatte, und in ein Reservegeschwader, welches Gravina und Magon befehligten.

Am 21. Oktober — 11 Uhr vormittags — trafen die beiden feindlichen Flotten aufeinander. Nelson, der auf dem „Victory"

---

[27]) Vgl. die Äußerung des „Moniteur" oben, S. 10.

[28]) Michaud a. a. O.

[29]) „Notre intention est que partout où vous trouverez l'ennemi en forces inferieures, vous l'attaquiez sans hésiter et ayez avec lui une affaire décisive." Correspondance, 14 septembre 1805.

[30]) Siehe oben S. 14 (Fußnote).

kommandierte, verfügte über eine gleiche Anzahl von Schiffen, die er in zwei Kolonnen Aufstellung nehmen ließ, während Villeneuves Geschwader in einer langen Reihe aufgestellt war, die aber bald nach Beginn des Kampfes durch englische Schiffe durchbrochen wurde[31]).

Nach sechsstündigem Kampfe war die Niederlage der Franzosen[32]) entschieden. Die Engländer hatten ihren Sieg mit dem Tode Nelsons erkämpft. Magon verlor sein Leben in der Schlacht, Gravina wurde tödlich verwundet. Villeneuve hatte mit Heldenmut gekämpft. Der Bucentaure stand im heftigsten Feuer: seine Maste waren gestürzt, seine rechte Seite war von Kugeln zerschossen. Trotz des heftigen Kugelregens blieb Villeneuve unverletzt. Es war sein Schicksal, den Heldentod nicht zu finden. Er mußte, da Hilfe ausblieb, die Flagge streichen und — ergab sich[33]).

Napoleon befand sich — wenige Tage nach der Übergabe von Ulm — auf dem Marsche nach Wien, als er die Nachricht von der Niederlage bei Trafalgar erhielt. Er ging mit Stillschweigen über diese Unglücksbotschaft hinweg, und der Siegeszug, der ihn nach Austerlitz begleitete, ließ Europa die Niederlage von Trafalgar vergessen.

Villeneuve, der in England mit allen ihm gebührenden Ehren behandelt wurde, kehrte, aus der Gefangenschaft — gegen Ehrenwort — entlassen, im April 1806 nach Frankreich zurück. Er landete in Morlaix und wollte sich unverzüglich nach Paris begeben, nahm jedoch in Rennes (17. April) Aufenthalt, um daselbst die Antwort auf sein

---

[31]) Eine ausführliche Schilderung des Kampfes siehe bei Pflug-Harttung und in den bei Fournier zitierten Geschichtswerken.

[32]) Sie verloren 18 Schiffe und von 7000 Mann, die in der Schlacht fielen, waren zwei Drittel Franzosen.

[33]) Madame de Rémusat erzählt in ihren Mémoires (publiés par son petits fils Paul de Rémusat, Paris 1881) über das Einlangen der Nachricht in Paris folgendes: „Cet événement produisit à Paris un mauvais offet, dégoûter d'empereur à jamais de toute entreprise moritime et le frappa d'une si facheuse prévention contre la marine française, que, depuis ce temps, il ne fut plus guère possible d'obtenir de lui qu'il y portât interêt ou attention. En vain les marins et les militaires qui s'étaient distingués dans cette crüelle journée tentère d'obtenir quelque dédommagement ou quelque consolation aux danges qu'ils avaient courus; il leur fut à peu près défendu de rappeler jamais ce funeste événement; et quand ils voulurent, dans la suite, solliciter quelque grâce, ils eurent soin de ne point mettre en ligne de compte de leurs services l'admirable bravoure à laquelle les rapports anglais seuls rendirent justice.“ (II. Chapitre XIV, p. 213/4.)

an Decrès gerichtetes Schreiben abzuwarten. Am 22. April fand man ihn in seinem Hotel durch sechs Messerstiche tödlich verletzt auf. Alle Anzeichen sprachen für einen Selbstmord, welchen der Admiral, sei es aus Verzweiflung über seine unglückliche Lage, sei es infolge der ungünstigen Antwort Decrès verübte[34]).

Man hatte Villeneuves Flaggenkapitän Magendie beschuldigt, den Admiral ermordet zu haben; aber in seinem „Memoire nécrologue sur le vice-amiral de Villeneuve“[35]) hatte Magendie sich von dieser Anschuldigung vollkommen reingewaschen. Überdies bildete einen unwiderleglichen Beweis für den Selbstmord des Admirals der Brief, in welchem er von seiner Gattin Abschied nahm und seinen Tod als den letzten Ausweg, als eine Ehrenpflicht bezeichnete: „. . Je suis arrivé au terme où la vie est un opprobre et la mort un devoir. Seul ici frappé d'anathème par l'empereur, repoussé par son ministre, qui fut mon ami, chargé d'une responsabilité immense, dans un désastre qui m'est attribue et auquel la fatalité m'a entrainé. Je dois mourir. Quel bonheur que je n'aie aucun enfant pour recueillir mon horrible héritage et qui soit chargé du poids de mon nom“[36]).

In einem Alter von 43 Jahren war Admiral Villeneuve aus dem Leben geschieden. Ironie eines bösen Schicksals, das ihm ein halbes Jahr vor seinem traurigen Ende den Heldentod in der Schlacht von Trafalgar nicht gegönnt hatte und so mit einem unrühmlichen Tode dauernd die Erinnerung an die Niederlage von Trafalgar, an den Verlust der Seeherrschaft Frankreichs verknüpfte[37]).

* * *

Außer dem Brief an seine Frau soll Villeneuve am Tage seines Selbstmordes angeblich auch an Napoleon ein Schreiben gerichtet

[34]) Angeblich hatte Napoleon Decrès folgenden Befehl erteilt: „Donnez ordre à l'amiral Villeneuve de se rendre chez lui en Provence, et d'y rester j'usqu'à son échange.“ (Didot a. a. O.)

[35]) Toulouse, 1814.

[36]) Zitiert bei Didot a. a. O.

[37]) In der Geschichte des 19. Jahrhunderts bildet ein interessantes Pendant zum Fall Villeneuve das Schicksal des unglücklichen Admirals Persano. („Il Processo dell'Ammiraglio di Persano con documenti inediti sulla campagna navole di Lissa [1866]“, a cura di Alberto Lumbroso, Roma, 1905.)

haben, in welchem er dem Kaiser alle Schuld an der Niederlage bei Trafalgar beimißt und in scharfen Worten die „Segnungen" der napoleonischen Herrscherpolitik einer Kritik unterwirft. Es liegt uns von dem französischen Texte folgende Übersetzung[38]) vor.

Mein Herr!

Sie müssen sich erinnern, daß als La Touche[39]) zu Toulon starb, ich zu Rochefort kommandierte und es damals ablehnte, sein Nachfolger zu sein; ich war nämlich fest überzeugt, daß jeder, welcher die abenteuerliche und schlecht eingerichtete Expedition der vereinigten französischen und spanischen Flotte kommandieren oder dirigieren würde, mit Schande geschlagen werden müßte, wenn er auch so unglücklich wäre, sein Leben aus einer Schlacht davon zu bringen, welche wegen eines Feindes unvermeidlich war, der alle Meere mit seinen kreuzenden Schiffen bedeckt.

Dies sind die buchstäblichen Worte, welche ich damals dem Minister der Marine sagte; nachdem ich damals so sehr gegen meine Meinung nach Barcelona und Cadix segelte und daselbst mich überzeugt hatte, wie die spanische Flotte bemannt sei und wie sie manövriere, so schickte ich bei meiner ersten Depesche meine Assignation ein, dies wiederholte ich nachher von Martinique, Ferrol und von Cadix, als ich unterm 24. September 1805 die Ordre erhielt, mit der kombinierten Flotte nach Toulon zurückzukehren, selbst wenn wir uns durch die englische Flotte durchschlagen sollten; ich antwortete: ich werde gehorchen, ich erinnerte aber zugleich den Minister an meine ehemalige Besorgnis und Ungewißheit einer Schlacht und an meinen festen Entschluß — ich möge nun siegen oder besiegt werden — auf ewig einem gefährlichen Posten zu entsagen, welchen ich wegen meiner Grundsätze und vorzüglich Ihres heftigen und grausamen Charakters wegen vorzustehen unfähig war.

Das Unglück von Trafalgar war keinem Versehen, keinem Mangel an Tapferkeit zuzuschreiben. Dies habe ich in meinem offiziellen Berichte über diese Seeschlacht auf das vollkommenste bewiesen: Warum ist diesem Berichte der Platz im Moniteur versagt, unterdessen die Lästerungen und Beschuldigungen meiner

---

[38]) Aufgefunden im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.

[39]) Latouche Tréville starb auf dem Bucentaure den 28. August 1804.

Feinde darin immer aufgenommen worden? Sagten Sie nicht, als Sie meinen Bericht während Ihrer glücklichen und ehrgeizigen Expedition in Deutschland erhielten, sagten Sie nicht mit Ihrem gewöhnlichen Mutwillen (pétulance): Ich sehe, daß das Beispiel eines französischen Byng durchaus nötig ist, um den (es) in meiner Seeschlacht zur Tagesordnung zu machen. Tausend Stimmen haben diesen Ihren gefühllosen Ausdruck, dieses Todesurteil wiederholt, welches ein wütender und fremder Usurpator gegen einen französischen patriotischen Admiral aussprach, und unterdessen wurde von meiner Depesche gar keine Notiz genommen, man hörte nichts davon, vielleicht ist sie nicht einmal gelesen worden. Diese Depesche enthielt desungeachtet einige bittere Wahrheiten, welche nicht dazu beigetragen haben würden, Ihre nautischen Fähigkeiten in ein glänzendes Licht zu stellen, sondern welche vielmehr bewiesen, daß derjenige, dessen Unfähigkeit und Stolz den Verlust einer französischen Flotte bei Abukir veranlaßte, auch an der Zerstörung einer anderen bei Trafalgar schuld war. In der letzten Unterredung, die ich mit Ihnen hatte, gestanden Sie selbst, daß wenngleich Frankreich das ganze feste Land ohne Widerstand beherrschte, dessen äußere Macht doch immer ungewiß bleibe, sein innerer Zustand keine Festigkeit erlange, sein Handel stocken, seine Manufakturen darniederliegen müßten, seine Einwohner in Dürftigkeit und Mangel bleiben würden, solange es nicht imstande sein wird, Großbritannien zu nötigen, sich seinen Vorschriften zu unterwerfen. Während der Tyrannei, die Sie nur einige Jahre ausgeübt haben, hat mein Vaterland und seine Alliierten schon mehr Kriegsschiffe verloren, als die ganze königliche Marine während eines großen Teiles der langen Regierung Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. besaß. Und sollte mein Vaterland noch einige Zeit länger den Fluch erleben, unter Ihrem eisernen Zepter zu stehen, so wird seine Militär-Seemacht ebenso schlecht werden, als es seine Handels-Seemacht ist, und in seinen Seehäfen wird man nichts anderes sehen, als schamlose Seeräuber und zu Bettlern gewordene Kaufleute.

Was hat mein Vaterland bisher für Gewinste und Ehre von allen Ihren glücklichen Feldzügen gehabt? Oder ist es unter Ihrer unumschränkten Gewalt freier als sonst? Überladen mit Taxen, schrecklich unterdrückt durch einen tätigen und gefühllosen militärischen Despotismus, trauern meine sklavischen Landsleute über den Hereinbruch eines unvermeidlichen Unglücks und dürfen es doch

nicht wagen, darüber zu seufzen. Nur Sie, Ihre Anverwandten und Ihre Kreaturen haben Vorteil von Siegen, welche durch das reinste Blut und durch die edelsten Stützen von Frankreich erfochten sind. Aber auch die Sache politisch betrachtet: was haben die Franzosen für Ehre und Vorteil, was andere Völker für Sicherheit von Ihren Usurpationen, Ihren Verwüstungen, Ihren Indemnisationen, Ihren Veränderungen, Ihren Friedensschlüssen, was hilft es ihnen (den Franzosen), einen blutdürstigen Abenteurer als Kaiser, Ihr lasterhaftes Weib als Kaiserin, Ihre elenden und spottlosen Brüder als Könige und Prinzen, Ihre verworfenen Majestäten als Königinnen und Prinzessinnen, die Mitschuldigen Ihrer Bosheit als Herzoge, Marschälle und Ritter zu sehen?

Sie haben Personen der Franzosen gefesselt, ihren Verstand aber konnten Sie nicht fesseln und verwirren. Werden Sie also wohl, wenn sie 20.000 gefangene Österreicher und Russen in Frankreich erblicken, werden Sie sich auf etwas anderes erinnern können, als an die Gefangenschaft einer noch größeren Anzahl Ihrer Landsleute in England, welche Sie durch Ihren Trotz und durch Ihre Ehrsucht veranlaßt? Wenn Sie jene Gefangenen in ihr Vaterland zurückkehren sehen, müssen sie dann nicht die Abwesenheit derer beklagen, die Ihnen mit Recht so teuer sind und welche Sie wiederum zu umarmen vergebens hoffen müssen, da sie von Ihrer Tyrannei noch nicht befreit sind.

Sie wissen zu gut, daß Großbritannien zu weise und zu mächtig ist, um noch einmal Frieden mit einem Manne zu schließen, der, indem er sich als Freund stellt, gegen seine Unabhängigkeit arbeitet, und der bei weitem als deklarierter Feind nicht so gefährlich ist, dessen Ölzweige nichts anderes als Brandflecken dieses Mordbrenners in politischem und gesellschaftlichem Sinne gewesen sind, der ewig während des Krieges Frieden anbietet und während des Friedens nichts als Zerstörung denkt und solche einleitet.

Aus der Sprache, die ich in diesem Briefe mit Ihnen rede, werden Sie leicht einsehen, daß der Verfasser desselben von Ihrer wütenden Rache nicht mehr erreicht werden kann, und daß er nicht länger Ihre Folter und Ihren Kerker, Ihre Vergifter und Peiniger fürchtet. Die Ordre Ihrer Minister, mich der Hauptstadt nicht zu nähern, ehe ich hierzu von Ihnen die weitere Erlaubnis erhalten habe, hat den Zeitpunkt Ihrer Strafe und der Befreiung des

Menschengeschlechts von seiner Geißel noch verschoben. Ohne diese Ordre würde ich, da ich entschlossen war, den Verlust der französischen Seemacht nicht zu überleben, Sie aus dem Wege geräumt haben, ehe ich mich dafür selbst gestraft hätte, daß ich mit Verletzung meiner Ehre, meiner Pflicht, meiner Geburt und meines Standes mich zu Ihrem Werkzeuge brauchen ließ. Daß Sie also noch unter den Lebenden sich befinden, ist ein Beweis, daß ein blindes und ungewöhnliches Glück aus unerforschlichen Gründen noch die Fortdauer Ihrer barbarischen Tyrannei gestattet. Verlassen Sie sich darauf und die ungeheure Größe Ihrer mannigfaltigen Verbrechen muß Sie selbst überzeugen, daß, so wie Sie als einer der größten Bösewichter gelebt hatten, auch Ihr Ende einzig und schrecklich sein muß. Ein Mörder, ein Henker wird die Laufbahn von Abscheulichkeiten enden, welche zur Schande der Menschheit schon zu lange gedauert hat. Damit aber eine tugendhafte Nachkommenschaft, welche vielleicht einen Teil meines öffentlichen Lebens tadeln möchte, mit der ernstlichen Reue und den patriotischen Gesinnungen nicht unbekannt bleiben möchte, so sind Abschriften von diesem Briefe an Offiziere in alle französische Seehäfen geschickt worden.

Ihre niedrigen Schmeichler mögen sagen, was sie wollen; hätte ich Sie umgebracht, so würden folgende Jahrhunderte mich als Befreier gesegnet und als einen Erlöser geehrt haben.

Zittere Tyrann! Du lebst verabscheut und wirst sterben belastet mit dem Fluche der Welt, der auch jenseits des Grabes dir folgen wird.

Rennes, den 26.[40] April 1806.

De Villeneuve.

War Villeneuve wirklich der Autor dieses Schreibens? Oder ist nicht vielmehr sein Name dazu mißbraucht worden, eine Schmähschrift zu decken, die wahrscheinlich aus England kam? Und wie könnte dieses Schreiben an Napoleon mit dem Briefe, den Villeneuve in seiner letzten Lebensstunde an seine Frau richtete, in Einklang gebracht werden? Es mag manche begründete Wahrheit in diesem Schreiben ausgesprochen sein, die entscheidende Frage ist jedoch die, ob Villeneuve diesen Brief an Napoleon geschrieben hat, oder ob nur sein

[40]) Villeneuve starb am 22. April.

Name mißbraucht und die Tatsache seines Selbstmordes von einer Napoleon feindlich gesinnten Partei zum willkommenen Anlaß genommen wurde, unter der Maske eines entrüsteten Patriotismus den niedrigen Schmähungen gegen Napoleon, welche durch historische Begebenheiten verdeckt wurden, einen Schein der Wahrheit zu verleihen. Man wird sich für das letztere entscheiden müssen und annehmen dürfen, daß dieses Schreiben an Napoleon das Machwerk der sogenannten Ultra-Royalisten in England sei, deren Haupt Karl v. Artois war und deren Agenten in Frankreich Pichgru, Dumoraiez ꝛc. hießen.

Das einzig Neue, das man aus diesem Schreiben erfahren kann, ist die Behauptung, Villeneuve habe einen Mordanschlag gegen seinen Kaiser geplant, und diese Neuigkeit, die nur geeignet wäre, das Andenken an den unglücklichen Admiral zu beflecken, diese Neuigkeit ist eine bewußte Lüge.

Die historische Bedeutung dieses Briefes wurzelt einzig darin, daß er einen greifbaren Beweis bildet, wie Geschichte, die noch im Werden ist, schon durch zeitgenössische Dokumente verfälscht wird.

Der Krieg von 1809.

Von E. Cavon, Salzburg.

Hundert Jahre sind vergangen seit den Tagen, in denen Österreich zum Schwerte griff, um der Tyrannenherrschaft Napoleons I. ein Ende zu bereiten. Mit hellster patriotischer Begeisterung folgten die Völker der Monarchie dem Rufe ihres Kaisers, heldenhaft kämpften alle Teile der Armee; das gesteckte Ziel wurde nicht erreicht, doch der stolze Bau der französischen Armee schwer erschüttert, dem Schlachtenkaiser der Nimbus der Unbesiegbarkeit geraubt. Bei Aspern und Wagram schon verlor Napoleon einen guten Teil seiner erprobtesten Offiziere und sieggewohnten Soldaten. Das Blut der österreichischen Helden jener Tage ist nicht vergeblich geflossen. Endete der Feldzug auch mit dem Frieden von Schönbrunn, in dem große Gebietsteile der Monarchie abgetreten werden mußten, so war doch viel vorgearbeitet worden, das französische Joch einige Jahre später abschütteln zu können.

In dem durch die „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz entschiedenen Kriege des Jahres 1805 hatte Österreich Tirol, einen Teil von Oberösterreich, Venetien, Istrien und Dalmatien verloren.

Erzherzog Karl, der geniale Feldherr und Organisator, hatte 1806 begonnen, die bisherigen Erfahrung für das kaiserliche Heer nutzbar zu machen. Vor allem wurde eine Landwehr, wenn auch nicht nach Art der heutigen, geschaffen und die französische Gliederung des Heeres in selbständige Korps, sowie ein neues Exerzierreglement eingeführt. Die Zahl der für das Tiraillieren bestimmten Truppen erfuhr eine beträchtliche Vermehrung, die früher bei den einzelnen Infanterieregimentern eingeteilten Geschütze wurden in Batterien zusammengezogen. Derartige einschneidende Veränderungen brauchen Zeit, um durchgeführt und verstanden zu werden. Es genügt nicht,

gute Reglements zu verfassen und herauszugeben, man muß dem Heere und seinen Führern auch Zeit lassen, sich damit wirklich vertraut zu machen. Die Politiker, vor allem der damalige Staatskanzler Stadion, ließen dem Erzherzog und der ihm unterstellten Armee die nötige Zeit zur Erlangung der großen Schlagfertigkeit nicht.

England, um Napoleon durch das Schwert anderer zu bekämpfen, versprach in altgewohnter Weise Subsidien und drängte vorzeitig zum Kriege. Vergebens blieben alle Gegenvorstellungen des Erzherzogs. Man hoffte auf eine allgemeine Erhebung der deutschen Stämme, auf tatkräftige Unterstützung der deutschen Fürsten, man überschätzte die Tragweite der Kämpfe Napoleons in Spanien und so wurde der Krieg schon Anfang des Jahres 1809 endgültig beschlossen. Als gehorsamer Soldat mußte Erzherzog Karl sich fügen.

Trotz der mehr als traurigen Finanzlage der Monarchie gelang es, 11 Armeekorps mit zusammen 280.000 Mann verhältnismäßig schnell zu mobilisieren, denen Napoleon zunächst kaum 200.000 entgegenstellen konnte. Die allgemeine Idee des Erzherzogs ging nun dahin, so rasch wie möglich einige wuchtige Schläge gegen die in Deutschland vereinzelt stehenden Marschälle Lefebvre, Massena, Oudinot und Davoust zu führen, ehe der Kaiser selbst aus Spanien herbeieilen könne. Eine wohl vorbereitete, durch reguläre Truppen unterstützte allgemeine Erhebung der Tiroler gegen die bayrisch-französische Fremdherrschaft sollte wenigstens die bei München—Freising—Landshut stehenden Heeresteile Lefebvres festhalten.

Napoleon hat keinen seiner Kriege so ungern begonnen wie den des Jahres 1809, und bot alles auf, um Österreich zur Einstellung der Rüstungen zu bewegen. Daß er die freiwillige Rückgabe Tirols angeboten habe, ist geschichtlich nicht erwiesen, aber nicht geradezu unwahrscheinlich, da es sich in diesem Falle ja um bayrisches Gebiet handelte und er — wenn wieder Herr der Situation — das heute Gegebene morgen mit dem Schwerte in der Hand zurückfordern konnte. Erst Ende 1808 erkannte er den Krieg als unvermeidlich und handelte nun mit gewohnter Schnelle und Energie.

Österreich beschloß, die Hauptarmee unter Erzherzog Karl in Deutschland, eine zweite Armee unter Erzherzog Johann in Italien, eine dritte unter Erzherzog Ferdinand d'Este in Polen operieren zu lassen und sich mit der Hauptarmee, 8 Korps, zirka 190.000 Mann, zunächst gegen den Marschall Davoust zu wenden. 2 Korps, 60.000 Mann, Erzherzog Johann, marschierten zwischen Klagenfurt und Laibach auf.

1 Korps von 30.000 Mann bei Krakau. Am 8. April riefen Andreas Hofer und Teimer die Tiroler zu den Waffen, vom Armeekorps des Erzherzogs Johann wurde FML. Chasteler mit 10.000 Mann und 17 Geschützen nach Tirol entsendet, im Salzburgischen rückte FML. Jellačič mit 10.000 Mann der Hauptarmee ein.

Napoleon befahl noch von Spanien aus die Formierung einer Armee am Rhein unter Massena sowie schleunige Konzentrierung der in Deutschland zerstreut garnisonierenden 100.000 Mann unter Davoust.

Erzherzog Karl wollte zunächst auf Bamberg marschieren, um die Vereinigung der Franzosen (Davoust) mit den Bayern und Württembergern unter Massena zu hindern, änderte aber diesen Plan aus Besorgnis, doch zu spät zu kommen, und rückte, nur 50.000 Mann in Böhmen zurücklassend, mit der Hauptmacht (4 Korps) nach Oberösterreich, um von hier auf Landshut gegen Lefebvre vorzugehen, während die 50.000 Mann unter Kolowrat und Bellegarde Davoust festhalten sollten. Durch diese Änderung und die damit verbundenen Märsche gingen fast drei Wochen verloren. Erst am 10. April wurde der Inn in drei Gruppen bei Schärding, Mühlheim und Braunau überschritten. Napoleon erhielt die Nachricht hiervon durch den optischen Telegraphen schon am 12ten in Paris und reiste eiligst nach dem Kriegsschauplatze ab. Am 17ten früh traf er in Donauwörth ein und sofort machte sich seine Ankunft fühlbar. Er ordnete zunächst die rascheste Konzentrierung seiner Armeeteile an, um zu verhüten, daß der eine oder andere Marschall vereinzelt von überlegenen Kräften angegriffen und geschlagen werde. Bei derartigen Konzentrierungsbewegungen wurde an Marschleistungen das fast Unmögliche gefordert und ausgeführt, und tatsächlich waren 48 Stunden nach der Ankunft Napoleons bereits 150.000 Mann in der Umgebung von Landshut vereinigt.

Während dieser Märsche kam es zum ersten Zusammenstoß bei Than und Hansen, wo die rechte Flügelkolonne Erzherzog Karls auf Davousts Divisionen stieß und, da ohne Unterstützung gelassen, geworfen wurde.

Infolge mangelnder Nachrichten befand sich der Erzherzog über die gegnerischen Bewegungen teils im unklaren, teils im Irrtum. Er hielt noch immer an der Hoffnung fest, den bei Amberg vermuteten Marschall Davoust vereinzelt schlagen zu können. Aber schon am 18. März erhielt er während des Marsches gegen Amberg die Gewiß-

heit, daß Davoust bei Regensburg, Massena noch bei Augsburg stehe. Die drei österreichischen Korps, III, IV und erstes (Reserve), wurden nunmehr gegen Regensburg vorgeschoben und hierdurch vom linken Flügel der Armee, V, VI und zweites Reservekorps, getrennt.

Schwer vermißte der Erzherzog in diesen Tagen unsicheren Tastens nach dem Gegner seinen bewährten Generalstabschef FML. Mayer v. Heldenstamm, der wegen unbedachter Äußerungen über den Kriegsrat in Wien in Ungnade gefallen war.

Napoleon, dessen Kundschafterwesen bedeutend besser organisiert war und der das Ungewisse fast immer zutreffend zu kombinieren verstand, benützte sofort die Trennung der österreichischen Armee in zwei Gruppen, ließ Davoust bei Regensburg mit dem Befehle, den Erzherzog unter Vermeidung ernster Engagements zu beschäftigen und festzuhalten, und beschloß, die drei bei Landshut stehenden Korps (V, VI und 2 Reserve) mit 100.000 Mann anzufallen. Am 20ten trifft er mit den Korps Vandamme, Lannes und Lefebvre bei Kirchdorf und Siegendorf auf das V. Korps Erzherzog Ludwig und drängt es mühelos nach Rottenburg auf das dort stehende VI. Korps zurück. Die beiden österreichischen Heeresteile weichen vereint sofort bis Landshut.

Erzherzog Karl stand inzwischen dem Korps Davoust bei Regensburg abwartend gegenüber. Ein kleiner Erfolg ward aber durch die Kolonne Graf Kolowrat errungen, der es gelang, in Regensburg ein französisches Infanterie-Regiment zur Kapitulation zu zwingen. Als die Nachricht vom Rückzuge des V. und VI. Korps beim Erzherzoge eintraf, glaubte er, Napoleon abwesend wissend, Davoust nunmehr sicher werfen zu können und griff ihn am 22. April bei Eggmühl mit 110.000 Mann an. Doch Napoleon hatte die weitere Verfolgung der geschlagenen österreichischen Korps den Generalen Wrede und Bessières überlassen, eilte sofort mit den Korps Lannes, Vandamme und einem Teile der Truppen Massenas dem bedrohten Davoust zu Hilfe und fiel überraschend den linken Flügel der Österreicher bei Eggmühl an. Erzherzog Karl sah sich infolge dieses mit staunenswerter Energie durchgeführten Manövers bedeutend überlegenen Kräften gegenüber. Die Schlacht bei Eggmühl endete mit dem Rückzuge der Österreicher gegen Regensburg.

Erzherzog Karl mußte nun jeden Gedanken an Fortsetzung der begonnenen Offensive aufgeben und den allgemeinen Rückzug über die Donau antreten.

Napoleon hatte zwei Grundregeln für seine Kriegführung aufgestellt, nach denen er stets zu handeln bestrebt war:

1. Kein Feldzugsplan darf für weiter entworfen werden, als bis zum ersten Zusammentreffen mit der gegnerischen Hauptmacht.

2. Die feindliche Hauptstadt ist so rasch wie möglich zu besetzen und dort der Friede zu diktieren. Diesen Regeln folgte er auch nach der Schlacht bei Regensburg.

Er ließ dem Erzherzog nur das verstärkte Korps Davoust folgen, beauftragte Massena, dem österreichischen VI. Korps (Hiller) den Anschluß an das Gros zu verwehren und strebte mit möglichster Beschleunigung gegen Wien, um dieses zu besetzen, ehe Anstalten zum erfolgreichen Schutze der Hauptstadt getroffen werden konnten.

Trotz der Verzögerungen, welche die Kolonnen Napoleons durch abgebrochene Brücken und Hochwasserstand der Salzach und Enns erfuhren, wurde der Marsch von Regensburg nach Wien, 350 km, in 16 Tagen zurückgelegt, eine Leistung, die damals niemand für möglich gehalten hätte. Am 10. Mai traf Napoleon mit 100.000 Mann siegberauschter Truppen vor Wien ein und etablierte sein Hauptquartier in Schönbrunn.

FZM. Hiller hatte sich inzwischen auf Befehl des Erzherzogs nach Linz zurückgezogen um dort das Eintreffen der von Regensburg kommenden Hauptarmee zu erwarten und an diese anzuschließen, mußte sich jedoch vor dem nachdrängenden Massena auf Melk zurückziehen und bei Mautern die Donau überschreiten, um im Marchfelde den Erzherzog zu erwarten. Als Napoleon dies erfuhr, ließ er zwischen Melk und Wien die Brücken zerstören, um sich gegen eventuelle Vorstöße gegen seine (Napoleons) linke Flanke zu sichern. Wien war nur von 15.000 Mann unter Erzherzog Maximilian besetzt, der nichts Besseres tun konnte, als ebenfalls den Anschluß an die von Regensburg heranziehende österreichische Hauptmacht zu suchen. Angesichts der überwältigenden Übermacht der Franzosen und der minimalen Widerstandskraft Wiens als befestigter Platz, wäre der Befehl Erzherzog Karls, sich bis zum 17. Mai zu halten, wohl kaum durchführbar gewesen.

Die österreichische Hauptmacht hatte den Rückzug gegen Budweis angetreten, wo eine dreitägige Rast gemacht werden mußte, um die teilweise gelockerten Verbände wieder herzustellen und den erschöpften Truppen einige Erholung zu gönnen. Der Plan Erzherzog Karls war, seine gesamte Kraft baldmöglichst zu vereinigen und Napoleon

folgend, ihn noch unterwegs im Rücken anzufallen Die fast unglaubliche Schnelligkeit, mit welcher die französische Hauptmacht Wien erreichte, machte diesen Plan illusorisch und so blieb nichts übrig, als die ganze Armee beim Bisamberg zu konzentrieren, wo Erzherzog Karl am 16. Mai eintraf. Eine Unternehmung des III. Korps (Kolowrat) in den Rücken Napoleons scheiterte bei Linz, das bereits von Vandamme und Teilen des Korps Bernadotte besetzt war.

Nun drängte alles zur Entscheidungsschlacht. Einen Angriff abzuwarten lag nicht in der impulsiven Natur Napoleons. Er beschloß, die Donau zu überschreiten und die Österreicher im Marchfelde zur Schlacht zu zwingen. Die schon am 13. Mai begonnenen Versuche, sich am linken Donauufer festzusetzen, scheiterten. Die Inseln waren wohl nur von schwachen österreichischen Abteilungen besetzt, doch erhielten diese rechtzeitig Unterstützung vom Festlande her und besonders in der „schwarzen Lackenau“ holten sich 6 Voltigeurkompagnien blutige Köpfe und gerieten größtenteils in Gefangenschaft. Dagegen gelang es Massena, sich von Kaiser-Ebersdorf aus der Lobau zu bemächtigen. Dem französischen Heere gebrach es jedoch an dem zur Überbrückung der Donau erforderlichen Material, dessen Beschaffung geraume Zeit erforderte, so daß erst am 18 ten abends eine Division in die Lobau überschifft, mit dem Baue einer Kriegsbrücke begonnen und diese am 20 ten fertig gestellt werden konnte. Am 21 ten überschritt Napoleon mit dem Korps Massena die Donau und unternahm einen Ritt gegen das Marchfeld, um persönlich zu rekognoszieren. Da von den beim Bisamberge stehenden österreichischen Truppen wenig zu bemerken war, glaubte Napoleon es vorerst nur mit der Avantgarde des Erzherzog Karl zu tun zu haben. Dieser seinerseits erwartete den Uferwechsel der Franzosen bei Nußdorf, und erst als von einem auf dem Bisamberge etablierten Observatorium aus der Übergang Massenas bei Kaiser-Ebersdorf gemeldet wurde, beschloß er, die schon am linken Donauufer befindlichen feindlichen Kräfte anzugreifen und rückte diesen mit der Frontentwicklung Wagram—Stebersdorf entgegen. Aspern und Eßling waren nach Vertreibung der daselbst gestandenen schwachen österreichischen Abteilungen von den Franzosen bereits besetzt. Gegen diese Ortschaften richtete sich der erste Angriff der österreichischen Kolonnen.

Unter Leitung des Generalstabshauptmanns Molitor wurden Schiffmühlen, Brander und mit Steinen belastetete Plätten donauabwärts getrieben, um die Kriegsbrücken zu zerstören und die auf

dem linken Donauufer befindlichen Franzosen von den noch nicht übergegangenen Korps abzuschneiden.

Am heißesten und mit wechselndem Erfolge wurde um Aspern, den Stützpunkt des französischen rechten Flügels, gestritten. Wiederholt ward das Dorf, namentlich der fest ummauerte Kirchhof, von den Österreichern genommen und verloren, bis endlich die Kraft der Franzosen zu erlahmen begann und Aspern in den Händen der Österreicher blieb. Eßling dagegen konnte bis zum Abende des 21ten dem Korps Lannes nicht entrissen werden. An diesem Tage standen 80.000 Österreicher gegen 40.000 Franzosen im Gefechte. Eine interessante Episode des beiderseits mit größter Erbitterung geführten Kampfes war der Angriff der französischen Kavalleriedivisionen auf die Infanterie des österreichischen Zentrums, welches Napoleon zu sprengen trachtete, um seinem rechten Flügel bei Aspern Luft zu machen. Ohne die damals üblichen Carrés oder Klumpen zu bilden, wies die österreichische Infanterie durch erst auf kürzeste Entfernung auf Kommando abgegebene Salven den groß angelegten und mit Bravour ausgeführten Reiterangriff ab. Trotz mehrfacher Beschädigung der Hauptbrücke und Hochwasserstand der Donau war es Napoleon gelungen, bis Mitternacht noch weitere 30.000 Mann an sich zu ziehen. Drei ganze Infanteriedivisionen sollten Aspern angreifen und wiedergewinnen. Massena führte diesen Angriff 3 Uhr nachts derart überraschend durch, daß Aspern in seinen Händen blieb. Nun erneuerte Napoleon den Versuch, das österreichische Zentrum durch die Infanterie seines eigenen Zentrums zu zertrümmern. Vor dem übermächtigen Stoße verloren einige Bataillone die Haltung. Da sprengte Erzherzog Karl selbst vor die Front des Infanterie-Regiments Zach (Nr. 15) und führte dieses, die Regimentsfahne in der Hand, mit gefällten Bajonetten vor. Der französische Angriff zerschellte an der heldenmütigen Haltung der österreichischen Infanterie. Fast gleichzeitig mit diesem Mißerfolge seines Zentrums erhielt Napoleon die Nachricht, daß die noch am rechten Donauufer stehenden Truppen (Davoust) die neuerlich schwer beschädigten Brücken nicht mehr zu überschreiten imstande seien. Ermutigt durch die Erfolge des Zentrums, ordnete Erzherzog Karl ein nochmaliges Vorgehen auf Aspern und Eßling an. Die Franzosen waren von dem zweitägigen Kampfe bereits derart erschöpft und mitgenommen, daß Napoleon zum erstenmal in seinem Leben den Befehl zum allgemeinen Rückzuge geben mußte. Hatten doch seine Truppen fast die Hälfte

ihres streitbaren Standes an Toten und Verwundeten verloren! Eine Fortsetzung der Schlacht hätte einen halbwegs geordneten Rückzug sehr fraglich gemacht.

Aspern und Eßling wurde von Massena noch bis in die späte Nacht des 23ten verteidigt. Dann gingen auch seine Truppen in die Lobau zurück.

Erzherzog Karl war teils wegen gänzlicher Ermattung der Truppen, teils wegen Mangel an Brückenmaterial außerstande, den erfochtenen Sieg durch energische Verfolgung auszunutzen.

Die zweitägige Schlacht bei Aspern kann wohl als die ruhmreichste des österreichischen Heeres und als die blutigste des 19ten Jahrhunderts bezeichnet werden. Nach partiellen Mißerfolgen, nach der Niederlage von Eggmühl und dem anstrengenden dreiwöchentlichen Rückmarsche bis in das Marchfeld fochten die österreichischen Truppen ungebeugten Mutes gegen das sieggewohnte französische Heer. Die zahlreichen Rekruten erwiesen sich als vollkommen ebenbürtige Gegner der schlachtgewohnten Soldaten Napoleons. Die Geschosse der auch bei Aspern glänzend bewährten österreichischen Artillerie rissen furchtbare Lücken in die Reihen der Veteranen Napoleons, welche dieser später nicht mehr gleichwertig auszufüllen imstande war. Einem seiner Marschälle gegenüber äußerte Napoleon später wörtlich: „Ach was, Sie haben gar nichts gesehen, denn Sie haben die Österreicher bei Aspern nicht gesehen!"

Das geknechtete Deutschland jubelte auf — leider noch verfrüht — als sich die Kunde von der Niederlage Napoleons verbreitete. Die erlangte Gewißheit, daß auch er nicht unbesiegbar sei, belebte überall die Hoffnung auf endliche Erlösung und war ein mächtiger Ansporn, sich weiters still, aber emsig auf den Befreiungskampf vorzubereiten.

Nach der Schlacht bei Aspern trachteten Napoleon sowohl wie Erzherzog Karl, Verstärkungen an sich zu ziehen und sich auf die bevorstehende Entscheidungsschlacht nach Möglichkeit vorzubereiten. Beide Gegner beschlossen als Kampfplatz wieder das linke Donauufer zu wählen, wohin Napoleon tunlichst unbemerkt zu übersetzen gedachte, sobald genügendes Material zum Baue sicherer Brücken vorhanden. Erzherzog Karl dagegen hoffte einige Korps der Franzosen angreifen und schlagen zu können, bevor die ganze Armee auf dem linken Ufer festen Fuß fassen konnte. Kolowrat rückte von Linz herein, Erzherzog Johann sollte von Raab mit den inzwischen aufgebotenen

Truppen der „ungarischen Insurrektion“ zur Armee stoßen, Napoleon aber, durch Kundschafter vorzüglich orientiert, schickte Teile der von Linz inzwischen eingetroffenen Truppen Vandammes und Bernadottes dem Erzherzog Johann entgegen, der nach einem an sich bedeutungslosen Gefechte bei Raab genötigt wurde, von der direkten Marschlinie abzubiegen und infolgedessen tatsächlich bei der Hauptarmee erst eintraf — als die Schlacht bei Wagram bereits entschieden war.

Das Kräfteverhältnis war nunmehr zuungunsten der Österreicher stark verschoben. Am ersten Schlachttage von Aspern standen 80.000 Österreicher gegen 40.000 Franzosen, welche erst am zweiten Tage weitere 30.000 ins Gefecht bringen und das Gleichgewicht herstellen konnten. Nunmehr aber standen 170.000 Franzosen gegen 110.000 Österreicher, es war also nur dann auf Erfolg zu rechnen, wenn es dem Erzherzog Karl wirklich gelang, Napoleon zu werfen, ehe er seine sämtlichen Korps auf das linke Donauufer gezogen hatte. Mit dem Kundschafterwesen und dem Aufklärungsdienste scheint es damals im österreichischen Heere recht traurig bestellt gewesen zu sein, denn es gelang Napoleon, unbemerkt am 4. Juli mit der ganzen Armee nachts die Donau beim Stadlerarm zu überschreiten und im Marchfelde aufzumarschieren. Erzherzog Karl hatte eine Aufstellung in der Linie Stammersdorf, Wagram, Markgraf-Neusiedel gewählt, doch hatten noch nicht alle Abteilungen die ihnen angewiesenen Punkte der Schlachtordnung erreicht, als der rechte Angriff der Franzosen am Nachmittag des 5. Juli erfolgte. Dieser Angriff wurde mit Entschiedenheit abgewiesen, ebenso die Stürme der Franzosen, als sie sich der vom Grenadierkorps verteidigten Ortschaft Baumersdorf bemächtigen wollten.

Am 6ten entbrannte der Kampf von neuem, namentlich an den Flügeln, welche Erzherzog Karl zu umfassen trachtete. Wirklich gelang es auch dem Korps Klenau, den linken Flügel der Franzosen (Massena) bis Aspern zurückzuwerfen.

Napoleon griff vergeblich zu einem sonst so bewährten Mittel. Hundert in die berühmte „grande batterie“ zusammengezogene Geschütze bereiteten durch ihren Kugelhagel die Sprengung des österreichischen Zentrums vor. 20 Infanterie- und 8 Kavallerie-Regimenter stürmten wiederholt gegen dieses an. Die eherne Mauer der österreichischen Grenadiere war nicht zu durchbrechen. Unter ihrem sicheren Feuer sanken die Stürmenden reihenweise nieder.

Nun nützte Napoleon seine numerische Überlegenheit durch einen

umfassenden Angriff seiner Reserven unter Davoust gegen den österreichischen linken Flügel bei Markgraf-Neusiedel aus. Dies Manöver gelang, Rosenberg wurde zurückgedrängt und, da der sehnlichst erwartete Erzherzog Johann nicht eintraf, trat Erzherzog Karl den Rückzug gegen Znaim, mit einigen Kolonnen gegen Brünn, an und bezog bei ersterem Orte eine neue Aufstellung.

In seinen Hoffnungen schwer enttäuscht, durch das nach seiner Auffassung verschuldete Ausbleiben Erzherzog Johanns am Schlachttage erbittert, leitete er Waffenstillstandsverhandlungen ein, auf welche Napoleon einging. Ein Wiederbeginn der Operationen erfolgte nicht, der Krieg wurde durch den Frieden von Schönbrunn beendet, in welchem Österreich Kärnten, Krain, Görz, Istrien, Fiume, Teile von Kroatien und Oberösterreich, Salzburg, Westgalizien und Krakau abtreten mußte. Somit war der Krieg von 1809 trotz des herrlichen Sieges von Aspern einer der unglücklichsten, die Österreich je geführt.

Die Ereignisse auf den Nebenkriegsschauplätzen in Italien und Galizien waren ziemlich unbedeutend und ohne Einfluß auf den Verlauf der Operationen der Hauptarmee.

Unter Erzherzog Ferdinand war bei Krakau das VII. Armeekorps (ca. 35.000 Mann) aufmarschiert. Poniatowski, als Heerführer der Truppen des Großherzogtums Warschau, konzentrierte bei der Hauptstadt ca. 30.000 Mann und wollte zunächst das Eintreffen eines russischen Hilfskorps von 6000 Mann abwarten. Erzherzog Ferdinand stieß rasch gegen Warschau vor, warf die Polen noch vor Eintreffen der Russen am 19. April bei Raszyn zurück und besetzte tags darauf Warschau. Weiteres Vordringen auf dem rechten Weichselufer stieß aber auf zähen Widerstand und der Erzherzog wendete sich daher gegen Thorn, das nach Erstürmung des Brückenkopfes am 14. Mai besetzt wurde. Man hoffte in Wien, daß das Erscheinen österreichischer Truppen in jenen Gebieten mindestens eine allgemeine Erhebung in Preußen zur Folge haben werde. Diese Hoffnung erwies sich ebenso trügerisch wie die Erwartung eines tatkräftigen Eingreifens der Engländer, deren Kriegsschiffe untätig vor Danzig lagen.

Poniatowsky hatte sich inzwischen gegen Sandomierž gezogen und erheblich verstärkt. Der Erzherzog wohl einsehend, daß von den Preußen und Engländern nichts zu erhoffen, weiteres Verbleiben in Thorn somit zwecklos sei, wendete sich wieder gegen Poniatowsky und erstürmte am 16. Juli dessen Stellung bei Sandomierž. Auch

bei Jedlinsko fand ein für die Österreicher glückliches Gefecht statt. Als die russischen Verstärkungen eintrafen, entschloß sich Poniatowsky zur Gegenoffensive auf Krakau und angesichts der nunmehrigen Überlegenheit des Feindes und unter dem Eindrucke der Unglücksnachricht von Wagram trat der Erzherzog den Rückzug nach Ungarn an. Die Waffenehre war in diesem Teile des Kriegsschauplatzes glänzend gewahrt, ein positives Resultat jedoch nicht erreicht worden.

Das VIII. und IX. Armeekorps unter Erzherzog Johann, zirka 60.000 Mann, waren bei Klagenfurt und Laibach konzentriert worden, um in Italien einzufallen. Dies erfolgte am 9. April in überraschender Weise, wobei Vizekönig Eugen bei Pordone angegriffen und über die Celina zurückgedrängt wurde. Infolge des unglücklichen Ausganges der Schlacht bei Eggmühl erhielt Erzherzog Johann den Befehl, zur Hauptarmee an der Donau abzugehen, mußte daher die Verfolgung Eugens aufgeben und den Rückzug antreten. Zur Deckung desselben fanden noch einige kleinere Gefechte statt, unter denen die bei Malborghet besondere Erwähnung verdienen ob der heldenhaften Tapferkeit der hier den nachdrängenden Feind aufhaltenden kleinen österreichischen Abteilungen.

Eine schwache Kolonne unter General Gyulay zog sich nach vergeblichem Versuche, Istrien zu decken, über Kroatien zurück.

Erzherzog Johann sollte noch das Aufgebot der ungarischen Insurrektion an sich ziehen und die Hauptarmee nach der Schlacht von Aspern verstärken. Es wurde bereits erwähnt, daß er zu spät eintraf, um dem Entscheidungskampfe bei Wagram eine günstigere Wendung geben zu können.

Mit unvergänglichem Ruhme bedeckten sich in dem Unglücksjahre 1809 die tapferen Tiroler, denen es dreimal gelang, ihre Heimat vom Feinde gänzlich zu säubern. Die Namen einfacher, des Waffenhandwerkes ganz unkundiger Männer, wie Andreas Hofer, Teimer, Haspinger, Speckbacher und Oppacher, gehören der Kriegsgeschichte an.

Die schon vor Beginn des Krieges vorbereitete allgemeine Erhebung Tirols sollte durch eine Division regulärer Truppen unter FML. Chasteler unterstützt werden. Diese 10.000 Mann mit 17 Geschützen trafen anfangs April bei Sillian ein. Weitere 10.000 Mann unter FML. Jellačić rückten über Salzburg nach Tirol.

Die bayrischen Besatzungstruppen waren in zahlreichen kleinen Garnisonen verstreut, die verhältnismäßig schwache Hauptmacht in Innsbruck. Am 11ten überfielen die Pustertaler die Mühlbacher

Klause und zwangen die Besatzung zum fluchtartigen Rückzuge. An der Ladritscher Brücke kam es nochmals zum erbitterten Kampfe, in welchem die Bayern durch eine gerade auf dem Durchmarsche befindliche französische Brigade unterstützt wurden. Bayern und Franzosen vermochten der Tapferkeit der nur teilweise mit Feuergewehr bewaffneten Tiroler nicht standzuhalten und wurden unter schweren Verlusten gänzlich zersprengt. Den Rest nahm Hofer tags darauf bei Sterzing gefangen.

Zu gleicher Zeit gelang es Teimer, die Besatzung von Innsbruck zu überrumpeln und gefangen zu nehmen. Reste der Bayern und Franzosen unter Oberstleutnant Wrede erlitten am 13ten bei Wiltau das gleiche Schicksal. Chasteler und Hofer zogen am 15ten in Innsbruck ein und warfen eine Kolonne von 7000 Franzosen unter Baraguay d'Hillers am 21ten von Bozen nach Rovereto zurück. Die bayrische Besatzung der Festung Kufstein ward zerniert.

Napoleon geriet über die aus Tirol eingelaufenen Nachrichten in größte Erregung und beorderte sofort das VII. Armeekorps Lefebvre nebst drei Divisionen Bayern zur Wiedereroberung Tirols. Der Division Wrede gelang es, den von Oppacher mit 300 Mann Landsturm heroisch verteidigten Strub Paß durch ein Umgehungsmanöver zu nehmen. Chasteler eilte zu Hilfe, ward aber bei der Voldererbrücke von einer bayrischen Division angegriffen und gegen Innsbruck zurückgedrängt. Am 23. Mai mußte Chasteler auf Befehl des Erzherzog Karl eiligst zur Hauptarmee abrücken und die kämpfenden Tiroler sich selbst überlassen. Diese ließen aber den Mut nicht sinken und griffen am 29ten unter Führung Andreas Hofers das bayrische Korps Dervi am Berge Isel an und warfen es nach erbittertem Kampfe bis Kufstein zurück.

Nach seinem Siege bei Wagram bot Napoleon nicht weniger als 50.000 Mann auf, um Tirol zu unterwerfen. Bezeichnend für seinen Zorn über den Widerstand des tapferen Bergvolkes ist die Tatsache, daß er nicht nur die Führer des Landsturmes, sondern auch den kaiserlichen General Chasteler, den Kommandanten regulärer Truppen, in die Acht erklärte.

Ein kleines Häuflein Militär, das nach Chastelers Abzug in Tirol zurückgeblieben war, räumte im Sinne der Bestimmungen des Znaimer Waffenstillstandes nunmehr gleichfalls das Land. Ein großer Teil der Landsturmkompagnien löste sich auf. Nur Hofer, Haspinger und Speckbacher, allzukühn gemacht durch die bisherigen Erfolge,

beschlossen, den Widerstand fortzusetzen und riefen ihre Landsleute nochmals zum Kampfe auf.

Haspinger brachte der Vorhut Rouyers im Eisacktale in der „Sachsenklamm" eine verlustreiche Schlappe bei, infolge deren das ganze Korps bis zum Brenner, und nach einem Gefechte bei Mauls bis Innsbruck zurückging. Hier fand am 13. August eine zweite Schlacht am Berge Isel statt, welche fast genau den gleichen Verlauf und Ausgang hatte wie die erste (29. Mai). Im Oberinntale wurden die vorrückenden Franzosen von allen Seiten überraschend angegriffen und zur Waffenstreckung gezwungen.

Das Land Tirol war zum drittenmal vom Feinde befreit, Hofer schlug als Oberkommandant sein Hauptquartier in Innsbruck auf, wohl nur für wenige Tage, denn angesichts der nun beginnenden konzentrischen Vorrückung der Franzosen und Bayern mußte jeder weitere Widerstand aufgegeben werden. Auf den Wällen von Mantua schloß der letzte Akt des „Trauerspiels in Tirol".

Forschen wir nach den Ursachen des Mißerfolges der österreichischen Waffen im Jahre 1809, so können wir zunächst hervorheben, daß der Krieg begonnen worden war, ehe die Armee, wie dies Erzherzog Karl richtig erkannt, genügend organisiert und erstarkt war, um einem Gegner wie Napoleon, dem ersten Feldherrn seiner Zeit, und seinem sieggewohnten Heere entgegentreten zu können.

Auf die vage Hoffnung hin, Europa werde sich en masse gegen seinen Tyrannen erheben, beschloß man, den Krieg auf drei räumlich weit getrennten Schauplätzen zu führen, statt, wie Erzherzog Karl geraten, mit ganzer Kraft eine der im Anfange noch vereinzelten Heeresteile Napoleons nach dem anderen mit Übermacht anzugreifen und zu schlagen. Napoleon hatte den ungeheuren Vorteil für sich, Feldherr und Monarch in einer Person, demnach zu selbständigem und kühnem Handeln befähigt zu sein. Erzherzog Karl war leider nicht unabhängig von dem Wiener Hofkriegsrate. Von einem Fehler ist der Erzherzog allerdings nicht ganz frei zu sprechen: Die Teilung der Armee in zwei Gruppen vor den Ereignissen bei Regensburg. Napoleon wußte diesen Mißgriff sofort in ebenso genialer wie energischer Weise auszunützen. Schwer verständlich ist auch, wie es Napoleon gelingen konnte, in der Nacht vom 4. Juli die Donau unbelästigt zu überschreiten und bei Wagram mit einer Übermacht von 60.000 Mann aufzutreten. Der Beobachtungsdienst scheint sehr vernachlässigt gewesen zu sein im damaligen kaiserlichen Heere!

Dennoch haben die Tapferkeit der Truppen, besonders auch der Heldenmut der wackeren Tiroler belebend auf die Hoffnungen der von Napoleon geknechteten Völker Europas gewirkt. Die bei Eggmühl, Aspern und Wagram gefallenen altgedienten Soldaten fehlten dem Schlachtenkaiser, als sich 4 Jahre später die Völker endlich aufrafften, ihre Sklavenketten zu brechen. Das österreichische Heldenblut ist also 1809 doch nicht ganz vergeblich geflossen!

Böhmens Verhängnis.

Eine dramatische Skizze in zwei Teilen.

Von Julius K—n, Wien.

Vorwort.

Den Sprachenstreit in Böhmen zu dämpfen, der zum Unglück für dieses herrliche, hoch entwickelte Land fort tobt und ein Hemmnis für den zeitgemäßen Aufschwung des Reiches ist, soll das erlesene Bemühen jedes Patrioten sein.

Wenn man ihn als zerstörende Macht anerkannt, so kann ihm wieder nur durch eine abwehrende Macht begegnet werden und als solche nennt der Verfasser das menschliche Herz im Walten seiner eingeimpften Gefühle und Empfindungsbetätigungen.

Die Herzen der Bürger der streitenden Stämme Böhmens zu rühren und sie durch erweckte Zuneigung in dem Bestreben nach Frieden zu den edlen Werken gegenseitiger Nachgiebigkeit und Wertschätzung zu befähigen, das der Inhalt der Dichtung.

Man kann das Werk belächeln, man kann es ernst, ja tragisch auffassen, immer ist es ein ursprünglicher Versuch, da etwas Nützliches zu schaffen, wo bisher die mühevollsten und geduldlähmensten Verhandlungen kein greifbares Resultat gezeitigt haben.

Ist auch unsere Zeit eine materialistische: so viel idealer Schwung lebt doch in ihr, daß der Dichter in einer Sache zu Wort kommen kann, in der bloße Vernunftsäußerungen nichts von Dauer zustande zu bringen vermögen.

Ein Gedicht ist früher gelesen, als gemacht; vielleicht verlohnt es sich, dieses eindringlich zu würdigen und in der schlichten Sprache seiner Strophen Aufmunterung zum Streben nach gleichem Ziele zu empfinden.

Es ist sicher nicht das schlechteste, was über den schier müd gehetzten Stoff je geschrieben wurde. Dieser ist wohl heikler Natur und darum muß von dem Leser volle Unbefangenheit bei zutreffender Beurteilung vorliegender Dichtung vorausgesetzt werden; kein Leser darf in ihr irgendein Wort als Unbill empfinden!

I. Teil.

Im Höllenpfuhl.

Satan (am Hochsitz).

Ertogrul! Du Dämon der Dämonen,
Mein Eidam, trete her zu meinem Thron,
Der du geeicht im Dienst für alle Zonen,
Der Hölle echter, probehält'ger Sohn,
Verdienstgeschmückt mit allen Feuerkronen —
Was nie noch zufiel einem Geist als Lohn —
Dir will ich einen großen Auftrag geben,
Ihn durchzuführen, sei dein brünstig Streben!

Im Fluge mußt du auf die Oberfläche,
Ausschälen dort dich aus dem Teufelskleid
Und fahren nach dem Land der schönen Bäche,
Darin die Völker wütig sich entzweit.
Nach Böhmen eile, schüre dort und spreche
Und wühle, bis zum Bürgerkrieg der Streit,
Der dort die Siedler trennt, im Kampf entlodert,
Bis ihr Gebein in tiefen Schächten modert.

Dort kann die Hölle reiche Ernte halten!
Dort keimt erfreulich unser Saatfeld auf!
Dort flammt der Haß im tierischen Entfalten,
Hemmt wild im Grimm des Tages Arbeitslauf;
Dort predigt ihn nach altem Text und Psalten
Der Demagog und jeds nimmt ihn in Kauf;
Erfrischend ist's für mich, die Wut zu schauen,
Mit der die Zukunft dort sie sich verbauen.

Und nun laßt alle Öfen flammend pusten,
Werft Erz hinein und schürt die traute Glut,
Damit heraus es schmelze aus den Krusten,

Das Eisen gar, zu Schwerterklingen gut.
Wascht Gold — gemünzt die Menschen zu erlusten
Und zu betören im Klang, der Wunder tut:
Der Männer schleudert aus der Ehrnis Bahnen
Und käuflich Weiber, Stammbaum macht und Ahnen.

Den Feuersegen nun zu deinem Werke!
Werb' neue Bürger für die Unterwelt!
Beweise neu des Höllenzepters Stärke,
Wie seine Macht im erzgewachsnen Zelt!
Und eines nur, du Sohn der Lüste, merke:
Nichts Unkäufliches gibt es auf der Welt:
Drum soll's an Säcken niemals dir ermangeln,
Um mit Gemünztem Seelen zu erangeln.

Ertogrul:

Dein Auftrag, Herr, gilt mir als Pfand:
Ich würf mein Auge an die Wand,
Sollt ich ihn nicht erfüllen
Nach Absicht, Grund und Willen!

* * *

Ertogrul (als verhetzender Volksredner Deutsche befeuernd):

Euch, Deutschen, dräuen schwere Zeiten,
Es stürmt in euren Eichen schon!
Im Donner ruft Gott Thor zum Streiten,
Es zeitigt euer Tugendlohn!

Ihr habt durch manche Hundert Jahre
Für Österreich gewirkt, gedacht:
Nun legten gern euch auf die Bahre,
Die Tschechen! die ihr frei gemacht!

An eures Geistes vollen Bornen
Quoll ihr verkrüppeltes Gehirn:
Nun wecken sie die düstern Nornen,
Verdunkeln eures Volks Gestirn.

Nach eurer heimatlichen Erde
Greift der Barbaren kalte Hand,

Sie gönnen euch für Haus und Herde
Nicht einen Fuß breit eignes Land.

Sie löschen eurer Werkstatt Feuer,
Verschütten eures Volkstums Schacht
Und legen, was euch ewig teuer!
Selbst euer Lied in Bann und Acht . . .

Und daß mein Arm gelähmt nicht bleibe,
Wie fiebernd meine Seele loht,
Da ich es bebend niederschreibe:
Selbst eure Sprache ist bedroht!

Die Sprache, die den Größten eigen,
Die je die Welt mit Stolz genannt:
Von hohen Zinnen soll sie steigen,
So betteln gehn im eignen Land?!

Wacht auf! wacht auf um eurer Willen!
Eh euch der Schwäche Fluch begräbt!
Zeit ist's, das Banner zu enthüllen,
Das euren Feind zu Boden schlägt!

Ihr habt's in Schlachten Ungewittern,
Im Rausch der Siege stolz gesehn,
Wie Völker vor Germanen splittern,
Wenn einig sie zusammen stehn!

Die Mutter lehr's dem Kinde lallen,
Dem deutschen Mädchen sei's Gesang,
Dem deutschen Jüngling soll es schallen,
Dem deutschen Mann, wie Schlachtgesang:

Von heut' durch alle Erdenzeiten,
Der Deutsche Geltung sich erzwingt.
Stets wird als Sieger hin er schreiten,
Sein Vorrecht schirmen unbedingt!

Die Deutschen stimmen ein Trutzlied an.

Ertogrul **(in anderer Gestalt als verhetzender Volksredner Tschechen befeuernd):**
So klingt vom Jeschken her das Schwanenlied,
Das auch im Übermut die Deutschen singen,

Die gierig streichen wollen euch als Glied
Der Völkerschaft brutal im Niederzwingen!
Die Morgenröte eures Stamms soll hin
In dunkle Nächte des Vergessens sinken,
Nicht sollt als Nation ihr weiter blühn,
Nicht Hoffnungsfackeln sollen mehr euch winken.
Die kalte Hand
Stößt euch zum Rand
Ohn' Unterlaß
Durch Qual und Haß.
Auf Žiskas Schild
Vor Böhmens Bild
Sollt ihr erstarrn
Am Leichenkarrn.

Wie liebt ihr heiß das schöne Heimatsland,
Durch das die Ströme breit in Wäldern ziehen,
Das hochentwickelte durch eure Hand,
Im Trieb der Kraft durch schaffendes Bemühen.
Wo längst ein Denkmal hoch errichtet steht,
Das eures Ackers Pflug gesetzt zur Ehre,
Aus dem, von Kampfesbannern hoch umweht,
Geschmiedet wurden einst Hussitenspeere.
Die sausend warf
Zum Ziele scharf
Mit hartem Mut
In Kampfes Glut
Der Alten Hand
Bei festem Stand
Vor Übermacht
In wüster Schlacht.

Von Prags erschauten Türmen strömt ein Licht,
Das meerestief in euer Herz gedrungen.
Der Hauptstadt Zauber ward zum Volksgedicht,
Das schon dem Kinde in der Wieg' gesungen.
Jahrhunderte verbriefen euer Recht,
Das eurem Volkstum baut des Werdens Stufen,
Das Böhmens Krone schmückt mit Lorbeer echt,
Das immer euch in Reih und Glied gerufen.

Mit Amboßschlag
Bei Nacht und Tag
Wird es gefrischt.
Das nie erlischt
Im Strom der Zeit
In Ewigkeit!
Das euer Halt,
Ersehnt und alt.

Heut' seid ihr eins und frei als Nation!
Tatmündig wurdet ihr in harten Tagen!
In schwerer Drangsal seufztet ihr und Fron,
Habt, lang genarrt, des Reiches Last getragen!
Ihr schlepptet wund am Nacken einst das Joch,
Das euch die Deutschen herrisch aufgeladen —
Und seine Schmach brennt auf den Stirnen noch —
Ab warfet ihr's, zu eurer Dränger Schaden.
Nur Spott und Hohn
War euer Lohn!
Am Leidensrost,
Helotenkost.
Im kurzen Schritt
Ihr durftet mit
Bis ihr gefeit
Im Ruf der Zeit.

Heut' ist der Tscheche ein geschätzter Mann,
Der Raum gewonnen auf der Weltenkarte!
Er fährt einher im festlichen Gespann
Zu seines Volkes hoch belaubter Warte.
Getrieben von der Arbeit starkem Drang
Hält mit dem Tag er gleichen Schritt und Richtung,
Erwirbt sich Ruhm durch seiner Harfen Klang,
Ist eingeschätzt durch Kunstgeschick und Dichtung.
Er sieht sein Ziel
Im Kraftgefühl.
Steht im Gefild
Mit seinem Schild.
Medusenblick

Schirmt sein Geschick.
Nach Nord und Süd
Wächst sein Gebiet.

Die Tschechen stimmen ein Nationallied an.

Ertogrul (im Selbstgespräche):

Zu langsam reift mir des Bemühns Erfolg,
Die Streitlust steigt noch immer nicht zum Gipfel,
Ich will es hören, wie durch Forstes Wipfel
Der Sturm heult oder wie es kocht im Kolk,
Wenn Fluten branden an des Hauses Wand,
Wenn Wolken berstend Wasserwirbel bilden,
Die Schotterbarren türmen in Gefilden
Einrüllend das Produkt der Menschenhand.
So weit das Auge reicht,
So weit ein Reh gescheucht,
Ein Falkenfittich schwebt,
Verschreckt ein Käuzlein bebt,
So weit ein Rabe krächzt,
Ein Wundgeschlagner ächzt,
Soll sprühn im Zorneskrampf
Der tolle Rassenkampf!

So wills die Hölle und so wills ihr Recht,
Wenn Menschen sie im Schrei zur Hilfe laden,
Um sie mit ihrem Vorrat zu begnaden.
Sie gibt ihn willig, rasch und probeecht:
Verrat und Tücke, Hinterlist wie Trug,
Verhärtet Herz, versteinertes Gemüte,
Verbaut Gewissen in der Jugendblüte,
Verlachte Schuld und Tort in einem Schub.
Bis Siegerin sie wird!
Bis Wüste, wo der Hirt
Einst breite Herden trieb,
Geschüttelt einst das Sieb.
Wo einst zu sehn im Land
Der Schlote Wall bestand,
Herrscht Stillstand dann. Verfall.
Steht Werkstatt leer und Stall.

Der Hölle Feuer wirkt verteufelt schnell,
Kann schmeichelnd ein in reine Herzen dringen,
Mit sünd'ger Wärme Wonne sie bezwingen,
Berauschen rasch des Blutes üpp'gen Quell.
Es trägt Verwirrung in das klarste Hirn,
Läßt nie das Recht im planen Spiegel sehen,
Macht wankend die, so fest im Vorsatz stehen
Und gräbt der Mißgunst Runen in die Stirn.
Ein freundliches Gesicht
Verträgt der Teufel nicht.
Nicht Mienen hell und klar
Im Guten offenbar:
Verbissenheit und List,
Worttreiberei und Zwist,
Wie Niedertracht allhier,
Ist Teufels Elixier!

* * *

Sei mir gegrüßt, o Nacht, mit deinem Tau!
Darin der Seele schwere Träume reifen.
Durch dich will ich auf meinem Mantel schweifen
Zu einem Schloß verfalln und altersgrau.
Dort hüt' ich hinterm Riegel einen Freund,
Wie keinen bessern ich zu finden wußte —
So jung er ist — bis hin zu Adrias Küste,
Dem gebe ich die Freiheit ungesäumt.
Ein Jung' aus Evas Tal,
Wie Essig im Pokal.
Mit Seif' im Kopf statt Hirn
Und immer kalter Stirn:
Reißt frech das Brot vom Mund,
Leert jeden Markt zur Stund',
Gesandt von uns zum Spott
Der Menschheit als „Boykott".

* * *

Den Unterteufel muß zur Hilf' ich rufen,
So wollt ihr's auf dem Gipfel der Kultur,
Da hohe Geister euch das Wunder schufen
Des freien Flugs zu Sternen ohne Spur.

Ihr wißt die Kräfte schaffend zu erwecken,
Decktet des Radiums Geheimnis auf.
Vor eurem Scharfsinn gibt es kein Verstecken,
Ihr meßt und klärt des Alls verborgnen Lauf.

Ihr wißt das Eiweis künstlich zu erzeugen,
Preßt Stickstoff aus der atmosphärschen Luft,
Macht flüssig sie und wandelt auf den Steigen
Der höchsten Sphären, wo der Genius ruft.

Das könnt ihr alles: Herrn der Elemente!
Ihr segelt ohne Zwang durch Raum und Zeit.
Amalgamiert, was die Naturkraft trennte
Und seht der Wissenschaft System gefeit.

Ihr stürmt im Fluge nach den letzten Zielen,
Nichts Unerreichliches seht ihr vor euch:
Haust wohnlich wohl in eurer Siedlung Dielen?
Schafftet euch drin den Ruhepfühl wohl weich?

Wär' euch das Wort, die Sprache ntcht gegeben,
Ihr lebtet glücklich auf der Erde Rund
In Würde frei, geadelt hoch im Streben
Und wäret edler Duldung Zaubers kund.

Der Teufel stünde auf verlornem Posten,
Bekäme karge, abgelaute Kost.
Würd' schmoren magre Ratten auf den Rosten
Und söffe Milch anstatt Tokayermost.

So aber höhnt er euch, ihr Zwerge,
Die ihr im Wissenstempel stellt die Uhr:
Kommt angefahren zwar vom Sonnenberge,
Doch euer Inn'res zeigt Karikatur!

Spricht einer matka, Mutter, drauf der zweite
Im anderen Verband der Laute Klang:
Schweigt augenblicks das markige Gescheite
Und keifend auf entflammt der alte Zank.

Nicht Überlegung gibt es mehr, nicht Ruhe,
Besonnen Denken flattert hin im Wind,

Mit gift'gem Zahn, selbst vor der Totentruhe
Hackt da ihr los, nicht schonend Weib noch Kind.

Mag drüber auch der Hof in Brand geraten,
In einem Atem muß gestritten sein!
Laßt lieber rosten Werkzeug, Pflug wie Spaten.
Zeigt euch in Wahrheit als Geschlecht des Kain . . !

* * *

Nun setz' dich, Boyko, auf den zweiten Zipfel
Des Zaubermantels und im Habichtsflug
Soll's hin ins Land geh'n durch die Föhrenwipfel.
Schon Mitternacht die Uhr im Freithof schlug . . .

Nun sollst du sehen, wie wir Menschen hetzen,
Wie Teufel foltern sie in einem Sack.
Wie fürs Gericht die Messer scharf wir wetzen
Für Engerling' im Schurzfell oder Frack . . .

Und schauen sollst du, wie da Herzen bluten,
Im Liebeshain der Kuß das Leben gilt,
Weil sie geschlagen sich mit Wahnsinnsruten,
Verflucht im Haß das eig'ne Ebenbild!

II. Teil.

Eine lachende Au an der Moldau. Auf einsamen Wegen nähert sich Anna einer Baumgruppe, unter der ihr geliebter Karl, in Träumen versunken, ihrer harrt.

Anna (in Erinnerung an ein quälendes Traumbild):

Leise aus dem Tau der Moore
Hört' ich's klingen in den Nächten,
Sah da Hecken wilder Rosen
Um ein Mal aus Stein sich flechten . . .

Sah am Morgen Tropfen fallen
Von den Trauerweidenzweigen,
Tränen gleich in Gras und Disteln
Auf verhang'nen Wiesensteigen . . .

Karls ansichtig werdend in zärtlicher Erregung:

Froh will ich zum Schmuck dir brechen
Eichenlaub als Morgengabe,

Wasser dir vom Kruge reichen,
Draus ich trank zu meiner Labe.

Will dir meines Haares Flechte
Um die braune Stirne legen
Mit dem Ohr an deinem Herzen
Lauschen seines Leidens Schlägen.

Deine Hände will ich küssen,
Daß ihr Wirken stets gesegnet,
Daß sie zum Gebet sich falten,
Wenn dir hoch ein Kreuz begegnet.

Deine Füße will ich salben,
Daß sie eilen hin zum Guten,
Flüchten eiligst vor dem Bösen,
Mögen auch die Sohlen bluten.

Deinen Pfad will ich bestreuen
Mit geschnitt'nen frischen Binsen,
Reinen Mundes Odem fächeln
Über deiner Augen Linsen.

Will dein nächtig Kissen glätten,
Darauf müd dein Haupt gesunken.
Löschen, damit süß du ruhest,
Allen Lichtes Glut und Funken.

Will dich selbst im Schlaf betreuen
Bis die Herdenglocken läuten,
Will als Schutzgeist dich umschweben
Ungesehn zu allen Zeiten.

Will letzt einer Mutter Bitte
„Amen" an das Ohr dir tragen
Und in heil'ger Nacht erzitternd
Meine Arme um dich schlagen . . !

Karl (der ihr mit inniger Rührung zugehört):

Bist die schwirrende Libelle
Uber samtne Flur getragen

In des Lebenslenzes ersten
Mädchenfrommen Maientagen.

Bist so wie der Wandervogel
Aus dem Nest im ersten Schwunge!
Wie ihn grüßt der milde Süden,
Grüßt dich jedes Holdchens Zunge!

Kann nicht satt an dir mich sehen,
Alle Borne sind entriegelt
Meines Herzens, da mein Bildnis
Tief in deinem Aug' sich spiegelt.

Mit dem Stück des Himmelblauen,
Das darin liegt, ringts ums Plätzchen,
Wünsche bittend, daß es bliebe
Angebinde dir, mein Schätzchen!

Bist, so wie ein rasches Liedlein,
Das mit weicher Engelsstimme
Durch den Buchenschlag geklungen:
Blumendoldchen! Honigimme!

Lieb dich zärtlich wie die Mutter,
Die dich weich im Arm getragen
Hingegeben allem Schönen
Bis zu endesjüngsten Tagen . . .

Anna:

Die Augensterne meiner Mutter leuchten
In Milde mir wie Glorie Himmelslicht,
Vor ihnen muß ich jede Regung beichten,
Verlöschten sie, ach! ich ertrüg es nicht!

Sie leiten mich auf allen meinen Wegen,
Sind Sehnsuchtstau wie Balsam dem Gemüt,
Das sich im Herzen in verträumten Schlägen
Also entfaltet, wie die Rose blüht.

In deinen Arm kann ich dann treu mich schmiegen,
Weich ruhen drin wie's Kitzlein schön im Klee;

In deine Augen schauen, die nie trügen
Und so vergessen meiner Seele Weh!

Das ich in Duldung täglich muß ertragen,
Weil mir's der finstre Vater bürdet auf,
Des harter Sinn vom Rassenhaß geschlagen
Hemmt meiner Absicht klar ermessnen Lauf.

Die Absicht, dich mit allem zu umfangen,
Was Mädchens Neigung haucht im Liede aus,
Im Hain mit dir, durch den der Lenz gegangen,
Zu gründen unsres Bundes Mutterhaus.

Daß Gott nicht reißt die Nesseln dieser Qualen
Mit ihren Wurzeln aus der Erde Grund!
Dem Schirlingskraut nicht wehrt der Sonne Strahlen,
Daß es verdorr für Ewigkeit zur Stund!

Weil Tscheche du und ich ein deutsches Mädchen,
Soll unsre Liebe ziellos sein und leer:
Schnurrn nicht beim Spinnen gleich im Flug die Rädchen,
Trennt Elbe-Moldauwasser sich im Meer . .?!

Karl: So wie der Hirsch am Born im Buchenwald
Erfrischt die Brust im Trunk ausschauend weit,
Erfrischt dein Wort mich, das so lieblich hallt
Und so verständig im Gedankenkleid.

Du bleibst mein Hort, die Sehnsucht wie mein Tag!
Der Leitstern nur bist du in meinem Tun!
Dir ist geweiht des Herzens letzter Schlag,
Die Arbeit meiner Hände, die nie ruhn.

Mag's auch der Vater nimmer mir verzeihn,
Daß ich ein deutsches Mädchen mir erkor:
Ich werde Mann vor seinem Zorne sein,
Gewachsen Horn und nie gebrechlich Rohr!

Ich habe meine Pflichten stets erfüllt,
Die mir als Sohn von Gott gesetzt zur Pflicht:
Doch du bleibst meiner hehrsten Wünsche Bild,
Vor dem ich steh, von dem ich lasse nicht!

In deiner Reinheit finde ich den Trost,
Der Kraft mir gibt, das Schicksal zu bestehn,
Das in der Jugend Rast um uns schon lost,
Das nie erschüttert, nie wir schwinden sehn!

Was deines Volkes Seher je erdacht,
Was sich errungen meine Nation
In Wissenschaft und Kunst auf Geistes Wacht:
Zusammen Eins, genössen wir als Lohn.

Wenn solche Ansicht Platz griff in dem Land,
Das beiden Völkern Ahnensitz seit je,
Geschlungen wäre längst das Freundschaftsband,
Verscheucht die Zwietracht: Allen Elends Weh.

Wir weihten dem Erschauen frohe Zeit,
Ergänzend uns, gelangend so zum Ziel
Erfreuten Daseins, das sich stets erneut'
Im Immerfrühling auf geweihtem Pfühl.

Ein Beispiel also wären wir der Welt
Und setzten der Erkenntnis einen Stein:
Frei könnt in Böhmen, auf sich selbst gestellt,
Ein tschechisch-deutsches Pärchen glücklich sein!

* *
*

Die Saat steht auf dem Feld, es reift das Korn.
Der Weizen trägt am Halm die schwere Ähre.
Das Volen trinkt aus klarem Wiesenborn.
Der Bach schäumt überfallend an der Wehre.
Das schwarze Heu gibt hohen Wagen Fracht.
Gemüse reifen in gefüllten Beeten.
Kurz alles, was der Tag dem Menschen bracht,
Erschaut sein Blick und dankend sollt er beten . . .

Doch sieh, die Väter, wieder loh im Streit
Am Feldrain keifend in des Zorns Gebärden,
Der unsre Flur — das Gotteswerk — entweiht:
Der uns betrifft: uns Duldende auf Erden . .!
Wie widerwärtig, ach, ist dieses Bild!

Wovon nichts weiter woll'n wir mehr erschauen,
Vor dem wir flüchten gleich gehetztem Wild,
Ins Segenszelt verehrter Himmelsfrauen.

Zu unsren Müttern! die uns Trost gebracht.
Die unseren Herzen Labetrank gegeben,
Wenn sie geblutet in des Hauses Acht,
In das scheu treten beide wir mit Beben!
... Mein holdes Kind! Wie schloterst du in Angst!
Auf meinen Arm heb' ich dich, zarte Kleine,
Daß du an meinem Herzen nicht erbangst,
Und flieh mit dir in stumme Buchenhaine.

Dort finden Rast wir, Hut im lichten Zelt,
Dort ruht dein Haupt auf meine Brust gebettet.
Dort sind versteckt wir vor der rauhen Welt.
Vor Zornes Ausbruch, zu uns selbst gerettet!
Und dann betreten wir den Wanderpfad
Und ziehen fort im liebenden Erbarmen,
Bis uns das Glück oder das Ende naht,
Ein seichtes Grab, die Heimstatt aller Armen ...

* * *

Der Teufel gaukelt Karl im Trugbild einen Steg über einen tiefen Seitenarm der Moldau vor; er glaubt auf den vermeintlichen Übergang zu treten und stürzt mit Anna in die Flut, deren Spiegel ein dichtes Feld von Wasserpest bedeckt, auch Wasserrosen ... Ein zynisch metallisch klingendes Hohnlachen gellt vom Walde her. Es schallt bis zu den streitenden Bauern hinüber, macht sie im jähen Schreck mundtot und rührt ihre Herzen in nie gekannter Weise.

* * *

Was für ein Schauern dort im Schilf ...
Hohlgurgelnd ... wellenöde ...
Gleich wie erstickte Rede ...
Halb Laut ... halb Qual ...
Ein letzter Schall so herzenszu ...
Nun Ruh ... Ruh.

Der Feldhüter sieht die Leichen im Wasser treiben, er schießt sein Gewehr los und ruft Leute durch Winken und Gebärden an den Strand. Die Ertrunkenen werden geborgen und auf einer aus Weidenstecken rasch zustande gebrachten Bahre fortgeschafft. Die Teilnehmer zweier Prozessionen, einer deutschen und einer tschechischen, die auf getrennten Pfaden wandeln, kommen heran. Es erfolgen

leidenschaftliche Ausbrüche des Schmerzes an dem Schicksalsorte: heiße Bußgebete wie auch Verwünschungen über die Väter der Opfer, als eigentliche Urheber ihres schmerzlichen Endes. Die Träger der Kreuze wollen, übermannt von plötzlicher, sinnverwirrender Ergriffenheit und im Selbstvergessen ihrer selbst, mit den heiligen Symbolen auf die Geächteten hinschlagen. Ihrem frevelnden Vorhaben tritt der Priester abwehrend und mit pastoraler Strenge entgegen.

Der Priester:

Das Kreuz gebietet Frieden! Haltet ein!
Vor seiner Glorie ist kein Wurm zu klein!
Des Heiles Pforte schließt es auf und rein
Ein reuig Herz geht in den Himmel ein.

Ihr alle habt gefehlt in Haß und Wut!
Und von euch jeder, der da Buße tut
Mit lautem Mund und echtem Christenmut,
Der findet Gnade in Erlösers Hut.

Vor diesen Todesopfern sinkt ins Knie!
Und was euch Gott in seiner Gnade lieh:
Der Rührung Tränen, laßt versiegen nie,
Der wahren Einkehr Zeichen nur sind sie . . .

Der Hölle Trutz! Die schuf des Landes Not
Durch Blendwerks Spuk und lästerndes Gebot,
Die euch entrissen des Gedeihens Brot
Und eure Kinder hingerafft im Tod!

Streut Blumen auf die Leichen! In dem Saal
Des Schöpfers sprießen deren ohne Zahl.
Mit ihnen schaut nur ohne Falsch und Qual
Zum Trone Gottes auf in Friedens Strahl.

Und jeder trag' zur Buße einen Stein
Auf den durch heilgen Spruch geweihten Rain,
Wo sie verblutet in der Schmerzen Pein:
Das soll als Sühnwerk groß ihr Denkmal sein.

Im Osten verfinstert sich das Firmament. Aus einer Wolkenbarre sausen zwei Feuerkugeln in die Teufelsschlucht. Die Hölle hat ihr Spiel verloren; denn nach einer Legende in der Gegend des Geschehnisses wird nach solchem Ereignis Friede im Böhmerland. Walt's Gott!

Die blaue Tür.

Von Elſe Rubricius, Wien.

Hans Hellring war ein junger Baumeiſter, welcher im Beſitz einer blühenden Phantaſie, gepaart mit mächtigem Schaffensdrang, zu den glänzendſten Hoffnungen berechtigte. Die ſtrenge Zucht eines ehrwürdigen Meiſters, der ſeine Schüler dazu anhielt, den ausſchweifenden Geſchmack an alten, bewährten Muſtern zu prüfen und zu bilden, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den ſelbſtherrlichen Tatendrang des jungen Mannes zu ſtacheln und zu ſchüren. Nach ſchier endlos dünkender Lehrzeit endlich dem eigenen Genius überlaſſen, ging er ſogleich an die Verwirklichung eines einzigartigen Werkes, daran ſeine Phantaſie ſchon ſeit langem tätig war.

Etwas Hohes, Reines, noch nie Dageweſenes wollte er ſchaffen. Etwas, das die Menſchheit in Erſtaunen ſetzen ſollte und wenn ſie es erſt erfaßt und ſich zu eigen gemacht, um ein kaum Geträumtes über ſich ſelbſt emporheben würde.

Dazu konnte er nun freilich die mühſam erworbenen Vorkenntniſſe nicht brauchen. Seine neue Kunſt konnte nicht auf den Geſetzen anderer ſich aufbauen. Schaffend würde er ſie umſtürzen und neue ableiten aus dem köſtlichen Werke, welches ſeinem tätigen Geiſt mit greifbarer Deutlichkeit vorſchwebte und ihm beſtimmt ſchien, eine neue Phaſe in der Entwicklung der Baukunſt einzuleiten.

Mit fieberhaftem Eifer beginnt er zu ſchaffen, die Stunden zählend bis zu dem Tage, wo es ihm vergönnt ſein wird, das herrliche Gebilde ſeiner Phantaſie greifbar, mit ſeinem leiblichen Auge erkennbar, vor ſich zu haben.

Er schafft, aus dem Instinkt seiner schöpferischen Kraft heraus, mit unglaublicher Kühnheit. Ohne zu schwindeln, ohne sich einen Augenblick Rast zu gönnen, wandelt er völlig neue Bahnen.

Blind ist der Glaube an sein Werk, denn er steht unter dem Banne seines Genius, wie der Somnambule seiner nächtlichen Geschicklichkeit vertraut. Und was so entsteht, ist ein Schloß von märchenhafter, unglaublicher Schönheit.

Mancherlei Erkenntnis wird ihm über der Arbeit. Neue Gesetze wollen sich ihm aufdrängen. Auf ihnen wird er künftig weiterbauen. Neue Werke werden entstehen, noch vollkommenere . . .

So ist dies sein Werk noch nicht das vollkommenste?

Er hat sich die Frage noch nicht gestellt im Rausche des Schaffens. — Hat er denn nicht erreicht, was er wollte?

Zum erstenmal bemächtigt sich seiner der Zweifel. Wenn die Eingebung alles ist, wozu dann die Erkenntnis, die neugewonnenen Erfahrungen? Wie können sie ihm plötzlich so kostbar erscheinen? Und sind sie's dennoch, dann . . . Ihm schwindelt. Dann ist sein Werk nicht sein Meisterwerk, dann ist es nicht mehr als ein waghalsiger Versuch, eine Stufe . . .

In diesem Augenblick erkennt er das wahnwitzige Unterfangen, sich aufzulehnen gegen jede Tradition, umstoßen zu wollen mit einer Leistung, was eine Kette von Generationen vorbereitet. Weiterbauen, das ist das Wahre, er fühlt es. Aber er fühlt auch, daß er den Mut nicht hat, von vorn anzufangen, daß er sein Höchstes, Köstlichstes eingesetzt hat mit Anspannung all seiner Kräfte und daß er zugrundegehen muß, wenn er den Glauben daran verliert.

Und er steht im Begriff dazu . . . All seine Selbstherrlichkeit ist dahin, er, der es verschmäht hat, in dem Althergebrachten Wurzel zu fassen, erscheint sich nun wie ein losgelöster Fetzen in sturmbewegter Atmosphäre

Da schlägt er die Hände vors Gesicht und weint bitterlich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er die Augen endlich aufschlägt, muß er sie gleich wieder schließen, geblendet von einem hellen Lichtschein. Und er weiß doch genau, daß er vergessen hat, die Kerze anzuzünden.

Es war nämlich abends, und zwar am Abend vor dem Tage, an welchem die letzten Gerüste von seinem Bauwerk fallen sollten — und der Hans saß am Arbeitstisch in seiner geräumigen Stube. Hinter diesem

Tisch war ein leerer Raum — denn jener stand quer über der Ecke des Zimmers — und aus diesem Raum fielen die Lichtstrahlen. Als nun der Hans nach einigem Blinzeln trotz seines Bangens gerade vor sich hinsah, wurde er gewahr, daß die Strahlen von einem wunderschönen Weibe ausgingen, welches ihm mit ernstem, aber gütigem Lächeln zunickte. Und von diesem Augenblick an war alle Furcht verschwunden und ihm war, als ereigne sich nur das Selbstverständliche.

Er hatte sich von seinem bequemen Sessel erhoben und bot der Fee den Ehrenplatz auf dem Sofa an, wobei er den Tisch ein wenig von der Stelle rückte, um sie durchzulassen. Sie aber lächelte wieder, diesmal sogar ein wenig schelmisch, und meinte, auf so kleine materielle Hindernisse komme es ihr nicht an, da habe sie oft ganz andere zu beseitigen, und wenn sie ihren Platz vertauschen wolle, brauche sie den Hans nicht dazu. Es gefiele ihr aber ganz gut, wo sie sei, und der Hans möge nur sitzen bleiben, so ließe es sich am besten plaudern.

Das ließ sich unser Freund nun auch nicht zweimal sagen, denn er fühlte genau, daß man dieser Fee nicht weiter mit höflichen Redensarten kommen dürfe, wie er es vom Umgang mit den irdischen Damen seiner Bekanntschaft gewohnt war. Trotzdem schien sie genau zu wissen, was sich ziemte, denn sie eröffnete das eigentliche Gespräch mit einer richtigen Vorstellung.

„Ich bin der Glaube“, sagte das holde Wesen und begleitete die Worte mit einem zierlichen Nicken des reizenden Kopfes.

„Hans Hellring, Architekt“, sagte der junge Baumeister, und seine Hacken schlugen zusammen.

Da aber lachte die Fee hellauf: „O du dummes Hänschen, meinst du, ich wäre zu dir gekommen, wenn ich nicht genau wüßte, wer du bist und daß du meiner notwendig bedarfst? — Und damit wären wir bei der Hauptsache und ich will nun ein ernstes Wort mit dir reden.“

Und ohne weiter von Hansens glühendem Erröten und einer gestammelten Entschuldigung, die Macht der Gewohnheit ins Treffen führend, Notiz zu nehmen, fuhr sie mit ihrem milden Lächeln also zu reden fort:

„Man hält mich gewöhnlich für starr und streng. Doch das ist ein Irrtum. Der wahre Glaube ist es nicht. Er schmeichelt sich in die Herzen und weckt darin stürmische Zuneigung (der Hans nickte verständnisinnig), er fordert nichts, aber seine größte Freude ist es,

zu lindern und zu helfen. Allein, was kommt mich an, dir jungem Gelbschnabel mein innerstes Wesen zu entdecken? Du wirst mich schon kennen lernen. Und nun laß uns von dir reden. Du bist traurig, Hans, und hast allen Grund dazu. Morgen soll dein Erstlingswerk der Öffentlichkeit preisgegeben werden und du fühlst im Innern: es ist nicht gut."

„So ist es wahr? Ich habe umsonst gestrebt?"

„Gemach. Ich habe das nicht gesagt. Noch ist nicht alles verloren. Aber dein Schloß, so wie es ist, in all seiner göttlichen Schöne, beruht auf einem Irrtum. Du hast auf Sand gebaut und, alle Regeln deiner Kunst verachtend, das Fundament vergessen. Der Bau kann den ersten Sturm nicht überdauern. Ich habe es kommen sehen und du dauertest mich. Und mich dauerte dein schönes Werk. In mir reifte der Entschluß, dir zu helfen. Ich besitze auch die Macht dazu, aber nur unter gewissen Bedingungen."

„Rette, rette mein Werk, gütigste aller Feen. Ich bin mit allen Bedingungen zufrieden. Ich habe mein Bestes gegeben; wenn es verloren sein soll um eines unseligen Irrtums willen, mag ich nicht weiterleben."

„Gut denn; die Mängel deines Baues sollen nie ans Tageslicht kommen; nur seine Schönheit soll der Menschheit offenbar werden und ewig dem Verfalle trotzen. Es soll deinen Namen berühmt machen über die ganze Erde und dein Ruhm soll unsterblich sein."

„Stelle deine Bedingungen", ruft Hans mit leuchtenden Augen. „Ich bin zu allem bereit."

„Die erste Bedingung ist, daß das Schloß bewohnt werde von zwei Freunden, die der Sicherheit des Daches blind vertrauen. Einer davon wärest du selbst, der andere dein bester Freund."

„Mein bester Freund ist Dr. Scharfblick, ein Sachverständiger. Er wird die Mängel erkennen."

„Er soll die Macht des Glaubens kennen lernen. Wenn ich mit diesen meinen Händen sein Haupt berühre, werden seine Zweifel schwinden und zum erstenmal in seinem Leben wird er sich glücklich fühlen. Er und kein anderer wird das Schloß noch morgen erstehen und dich bitten, mit ihm darin zu wohnen."

„Und ich selbst? Wie kann ich jemals wieder den Glauben an mein Werk finden, nachdem du meine Zweifel bestätigt?"

„Du wirst es. Du sollst an dein Werk glauben, wenn du tust, wie ich dir sage.

Wenn du dein Schloß wieder betreten wirst, so sollst du am Ende des langen, schmalen Ganges zur Linken eine Tür entdecken, die du selbst nicht geschaffen und die allen anderen verborgen sein wird. Eine blaue Tür mit einem Knopf aus Lapislazuli. Zu dem kunstreichen Schloß, welches sich über diesem Knopfe befindet, werde ich dir den Schlüssel geben. Wenn du nun heute nachts, nachdem ich dich verlassen, dich hinbegibst — es wird gerade die zwölfte Stunde sein — so stecke den Schlüssel ins Schloß und drehe ihn siebenmal darin um. Dann bist du gegen alles Ungemach gefeit und erfüllt vom Glauben an dein Werk. Denn wisse: in diesem Raum habe ich alle Irrtümer eingeschlossen, welche die Dauerhaftigkeit deines Schlosses bedrohen. Drückst du jedoch auf den blauen Knopf aus Lapislazuli, so springt die Tür weit auf und entfesselt nehmen die gefährlichen Kobolde ihren unheilvollen Lauf."

Da lächelte der Hans überlegen: „Das werd' ich nie und nimmer tun."

„Gemach", sprach abermals die Fee, und ihre Stimme wurde ernst. „Du vergissest die zweite Bedingung Sie besteht darin, daß du in deinem ganzen Leben nie wieder arbeitest."

Der Hans erbleichte. Die Fee aber fuhr fort:

„Nur unter dieser Bedingung kann ich dir helfen. Du mußt auf jedes fernere Schaffen verzichten. Und damit deine Entsagung als eine freiwillige erscheine, soll die Versuchung in nächster Nähe sein. Ich habe vergessen, dir die Einrichtung des blauen Gemachs zu schildern: Es ist das Arbeitszimmer eines Baumeisters mit Werkzeugen, Plänen, Rissen, Büchern und allem, was dazu gehört. An den Wänden hängen Abbildungen herrlicher Bauten, die zum Nachdenken und zu freier Nachahmung anregen . . . Wenn du deinem Versprechen nicht treu bleiben kannst, wirst du den Weg zu diesem Zimmer gehen. Du weißt, wie die blaue Tür sich öffnet. Aber vergiß nicht, daß der Weg zum Schaffen dich ins Verderben führt. Sobald du den blauen Knopf berührst, ist der Glaube an dein Werk dahin; die Tür springt auf, die über die ungerechte Haft erbitterten Irrtümer nehmen ihren Lauf und bohren und wühlen und ruhen nicht eher, bis der stolze Bau untergraben ist. Alsbald beginnt er zu wanken, fällt er zusammen und unter seinen Trümmern begräbt er den Freund. Denn Scharfblick kann die Erkenntnis seiner Täuschung nicht überleben. Du selbst aber wirst schaudernd davonirren und den anderen Häuser bauen, ohne selbst je wieder unter einem Dache Ruhe zu finden."

Die Fee schwieg; der Hans aber raffte sich mühsam zusammen und sagte: „Ich danke dir, himmlische Fee, für all deine fürsorgliche Güte. Ich fürchte aber, ich kann das Arbeiten nicht lassen und so muß ich auf deine Hilfe verzichten.“

Da huschte über das Gesicht der Fee ein mitleidig-spöttisches Lächeln und in diesem Augenblick sah sie Hansens Bekanntinnen zum Verwechseln ähnlich, wenn diese infolge einer Zurücksetzung oder Mißachtung ihrer Gunst sich pikiert zeigten.

Sie faßte sich jedoch sogleich und sagte ruhig: „Dann habe ich hier nichts mehr zu schaffen.“

Und der Lichtschein wurde blasser und die Gestalt darin begann zu verschwimmen . . .

Da rief der Hans in Todesangst nach ihr und gebärdete sich wie ein Verzweifelter. Sie aber fragte kühl: „Nun, was gedenkst du zu tun?“ Und da er schwieg, noch wie erstarrt vor Schreck, fuhr sie milder, jedoch mit einem überlegenen Lächeln fort: „Mein lieber Freund, es bleibt dir eben keine Wahl. Wenn du auf meinen Vorschlag nicht eingehst, mußt du entweder deinen Irrtum morgen eingestehen — dann mordest du selbst mit dem Verfehlten auch all deine guten und glücklichen Gedanken und untergräbst deinen Ruf für alle Zukunft. Oder du schweigst gegen deine bessere Überzeugung und siehst ruhig dem Treiben der Irrtümer zu und wartest, bis sie dir über den Kopf gewachsen sind und das Verhängnis über dich hereinbricht. Wenn du aber meinen Rat befolgst, so geschieht alles, wie ich vorhin sagte, und vielleicht gibt es noch eine angenehme Überraschung obendrein.“

Der Hans fragte gar nicht, was für eine. Ihm graute bei dem Blick in die Zukunft.

„Du hast recht“, sagte er einfach, „und ich ergebe mich dir.“

(Fortsetzung folgt.)

Diesem Hefte liegt Titel und Inhaltsverzeichnis des 36. Bandes bei.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien III. Erdbergstraße 3.